2/1990 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Zankapfel an der Donau

Am ungarisch-slowakischen Staukomplex

Sowjet-Film in Westberlin

Owtscharows „Es“ auf der Berlinale ’90

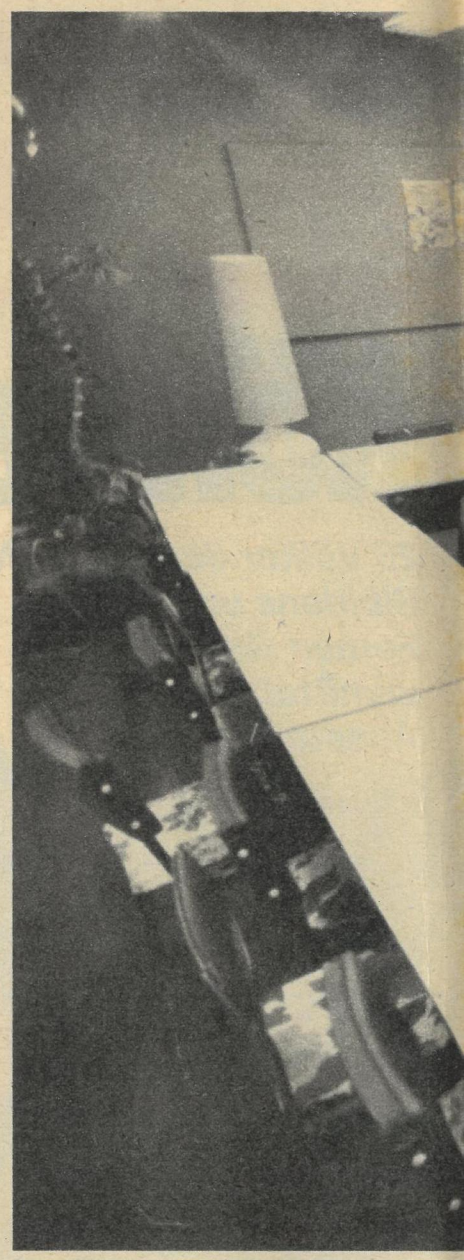
Können sie überleben?

26 Völker des hohen Nordens, Sibiriens und des Fernen Ostens sind unmittelbar vom Aussterben bedroht

Vier Tage im November '88 oder

Der Handstreich, die FREIE WELT zu liquidieren

Diese Ausgaben sollten nicht mehr erscheinen – FREIE WELT – Jahrgang 1989



Vor den Untersuchungsausschuß der Volkskammer gegen Korruption und Amtsmißbrauch war am 16. Januar dieses Jahres auch DSF-Vizepräsident Heinz Kuhrig geladen. Seine Aussage zur DSF-Arbeit: Die alte SED-Führung habe seit 1985 eine Politik der „falschen Abkopplung" von der UdSSR betrieben. Die DSF-Leitung sei dem nicht entschieden entgegengetreten, habe Zivilcourage vermissen lassen. Deutlichen und erfolgreichen Protest habe es aber auf den Beschluß gegeben, das Erscheinen von FREIE WELT ab 1. 1. 1989 einzustellen (ND vom 17. 1. 90).
Diese Notiz veranlaßt uns, das bisher schwärzeste Kapitel FREIE WELT-Geschichte detailliert vor unseren Lesern offenzulegen – wie es dazu kam und was wir in jenen Tagen erlebten und empfanden. Einer von uns, Klaus Hurrelmann, hat dafür sein Tagebuch zur Verfügung gestellt, eine subjektive Sicht, die jedoch wesentlich die Befindlichkeit des ganzen Redaktionskollektivs wiedergab.

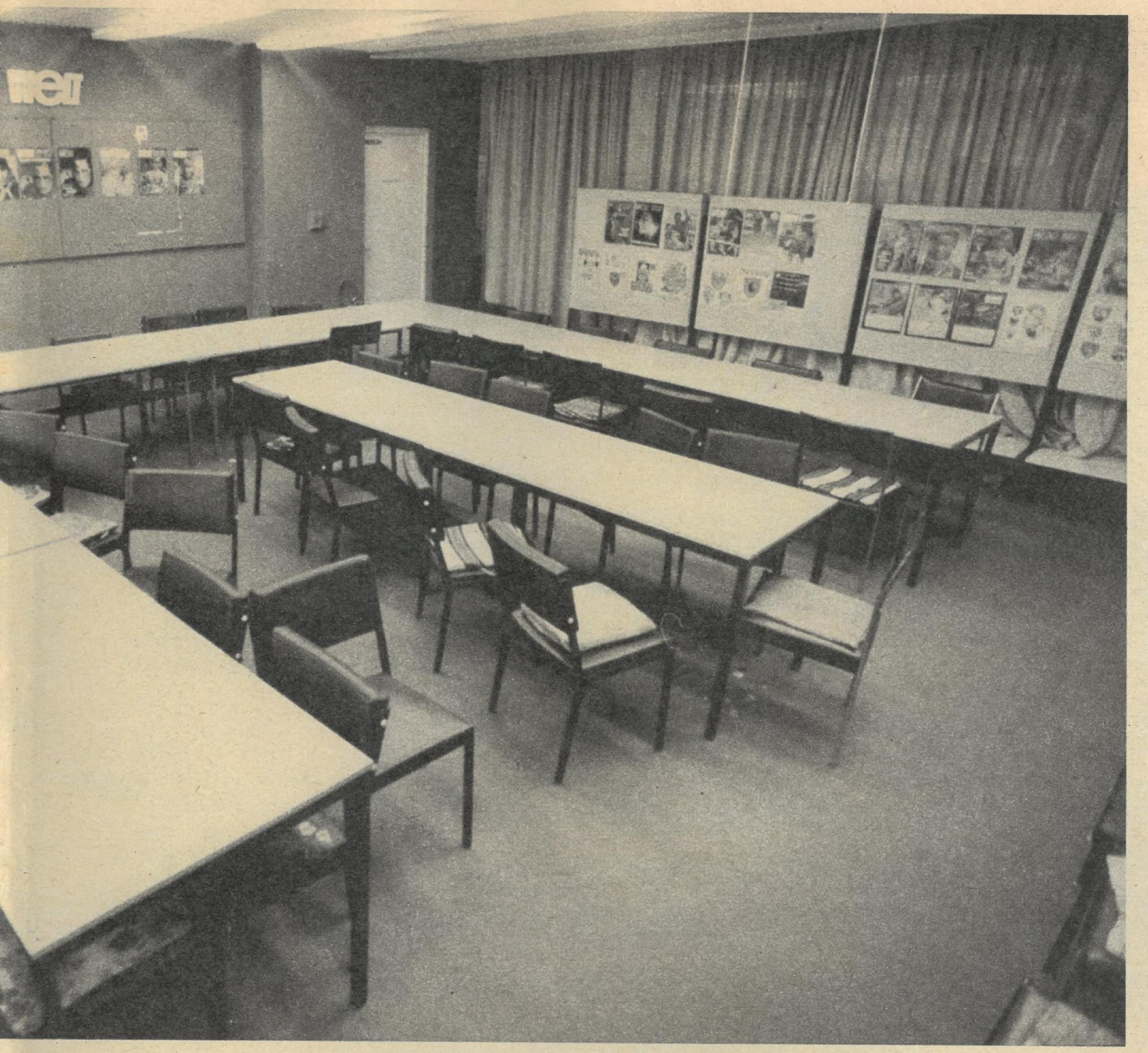
Zur Vorgeschichte

Die Perestroika – ein Schlüsselwort für unsere journalistische Arbeit und zugleich die Hoffnung, daß der demokratische Umgestaltungsprozeß in der sowjetischen Gesellschaft auch für uns, für unser Land ein deutliches Zeichen setzen müßte. So jedenfalls begriffen wir unsere Aufgabe in der Zeitung, wollten wir die Leser teilhaben lassen an diesem Aufbruch. Doch noch im Juni '88 ließ der Mediengewaltige Herrmann verkünden, daß er das Wort „Umgestaltung" weder in Russisch noch in Deutsch in unserer Presse zu entdecken wünsche.

Tagebuch – 7. November '88: „Betriebsdelegiertenkonferenz der SED. Im Rechenschaftsbericht wurde – im Gegensatz zu den anderen Publikationen des Verlages – die FREIE WELT so gut wie gar nicht erwähnt. Und wenn, dann ziemlich belanglos, sozusagen en passant. Wir gelten wohl – wegen unserer journalistischen Aufgabe – als das mißgebildete Kind der Familie, das in der Kammer sitzen muß, wenn Besuch kommt, und über das, weil makelhaft, nicht gesprochen wird. Der Redner des ‚großen Hauses' (ZK), D. Langguth, hat der Mehrheit der Delegierten Schauer über den Rücken gejagt. Er verlas eine Reihe von Formulierungen, Überschriften etc. und sagte dann zensierend: ‚Das sind nicht etwa Zitate aus dem Westfernsehen oder dem Sputnik. Das alles erschien im Berliner Verlag…' Die Empörung ob dieser Arroganz war im Saal unüberhörbar und eindeutig."
Tagebuch – 9. November '88: Notierenswert, daß das Sputnik-Heft mit einer Reihe von Beiträgen über Stalin in der DDR einfach nicht ausgeliefert wurde. Ja, die Seelenschmerzen derer, die ahnen, daß nach ihnen, und das wird bald sein, auch eine Nachwäsche fällig ist…"
Tage später bestätigte eine Pressemitteilung des Ministeriums für Post- und Fernmeldewesen lakonisch, daß der „Sputnik" ab sofort von der Postzeitungsliste der DDR gestrichen sei, weil er nicht zur deutsch-sowjetischen Freundschaft beiträgt. Ähnlich erging es einer Reihe sowjetischer ausgezeichneter Filme, die mit einem Federstrich aus den Kinos verschwanden. Der heftige Protest von Tausenden wurde überhört und viele Protestierende wurden gemaßregelt. Dies später von Egon Krenz als fehlerhafte Episode abzutun, war genauso anmaßend wie das vorherige Verbot.
Tagebuch – 20. November '88: „Ich kann mich an keine Phase meines Lebens erinnern, in der ich die Kluft zwischen mir – und ich vermute, vielen, vielen neben mir – und der Parteizentrale so tief und unüberbrückbar gespürt habe."

Sein oder Nichtsein

Am 22. November wurden unsere Chefredakteurin und der Parteisekretär des Verlages unvermittelt ins ZK gerufen. Wir ahnten Schlimmes.
Tagebuch – 22. November '88: „Nachdem die Chefin aus dem ZK zurück war, tagte die Leitung der FREIEN WELT hinter sehr verschlossenen Türen. Mein Freund und Genosse Wolfgang T., neugewählter Sekretär unserer APO, kam in einer Stimmung ohnmächtiger Verzweiflung aus dieser Sitzung. Er sagte nur, daß er verpflichtet sei zu schweigen. Äußerte lediglich den orakelhaften Satz: ‚Es wird so kom-



men, wie es zu erwarten war.'"
In der Redaktionssitzung am nächsten Morgen tat sich vorerst nichts. Wie üblich wurde die jüngste Ausgabe der Zeitschrift von einem Redakteur eingeschätzt, gab es ein paar Leistungsprämien, wurde diskutiert. Lust zum Reden hatte jedoch keiner. Die innere Unruhe wuchs, als es hieß, daß um 11 Uhr dem Kollektiv eine wichtige Information mitgeteilt würde...

Die erste Lüge

Tagebuch – 23. November '88: „Die bewußte Sitzung. Die Chefin mit einem hervorgepreßten Satz: Gen. Langguth von der Abteilung Agitation habe uns eine wichtige Information zu geben. L.: ‚Das Sekretariat des ZK hat beschlossen, daß die illustrierte Zeitschrift FREIE WELT mit dem 31. Dezember 1988 ihr Erscheinen einstellt.'
Zur Begründung nennt er die Papiersituation in unserem Lande als einzigen Grund. (War sie schlagartig so brisant geworden?) L. versichert, man habe gründlich bilanziert, qualvoll gerechnet. Leider gäbe es keine andere Möglichkeit als die Einstellung der FW, um dem Zwang des Papiermangels auszuweichen.
Die folgende Stunde werde ich wohl nie vergessen. Denn es waren Wortmeldungen gestattet. Und keiner fragte: Was wird aus mir? Da wurde nur auf die politischen Konsequenzen dieser Entscheidung gerade jetzt hingewiesen. Und so engagiert, so offen und ehrlich, daß man eindrucksvoller nicht erleben kann, was das für ein seiner Sache ergebenes Kollektiv ist. Parteilose wie Genossen ergriffen das Wort, sprachen für die Zeitschrift der deutsch-sowjetischen Freundschaft, die dabei ist, alle Freiräume (so nannten wir das damals) für die Berichterstattung über die Perestroika auszufüllen. Alle zweifelten an der Papierbegründung des politisch so gravierenden Beschlusses. Es kamen praktikable Hinweise, wie durch Umverteilung der zweifellos knappen Papierressourcen Lösungen gefunden werden könnten. Tränen flossen. Immer wieder versicherte L. stereotyp, nur die Papiersituation sei die Ursache. Und keiner von uns würde soziale Folgen an sich zu spüren bekommen. Und unsere speziellen Kenntnisse, unser Können und unser Engagement dürften nicht verlorengehen, sondern müßten in die Zeitungen eingebracht werden, an denen wir künftig mitarbeiten würden. L. betonte, daß auch das ND künftig den Auftrag habe, der Chefredakteur sei ausdrücklich dazu verpflichtet worden, gründlicher über die UdSSR zu berichten. Worauf ich mich zu der Frage veranlaßt sah, ob die Parteiführung tatsächlich erst durch die Papierknappheit darauf gekommen sei, in diesem Sinne auf ihr Zentralorgan einzuwirken. Eine von uns, Constanze, erklärte klipp und klar, daß sie die Papierargumentation nicht glaube. Das war der Schluß der Versammlung. Und Lügner wie Belogene hatten einander genau durchschaut."
Die folgenden anderthalb Tage lassen sich schwer beschreiben. Die einen entfalteten hektische Aufräumaktionen in ihren Zimmern, andere suchten Trost in Gesprächen, manche griffen zur Flasche. Der Schock saß tief. Sollte unsere bisherige Arbeit, unser Bemühen um Völkerverständigung für immer passé sein? Es gab Solidaritätsbekundungen von Kollegen anderer Zeitungen. Es tauchten Gerüchte auf, die sowjetische Seite hätte... Keiner begriff diese Entscheidung, aber wir fanden auch nicht die Kraft, gemeinsam dagegen aufzubegehren. Und unser Herausgeber, die Gesellschaft für DSF? Sie wurde von dieser selbstherrlichen Entscheidung über die Zeitungseinstellung erst im Nachhinein verständigt...
Freitag, der 25., Planungstag, praktisch fürs letzte Heft. Die Stimmung entsprechend. Bei manchem kam Galgenhumor auf. Währenddessen hatte sich beim Chefredakteur erneut Besuch vom ZK eingefunden. Wurde bereits über die Verteilung unserer Felle verhandelt? Oder gab es doch noch einen Hoffnungsschimmer? Die Planungsrunde tagte weit über die Zeit – Sandkastenspiele! Dadurch war keiner der Leitung erreichbar, für keinen neugierigen Anrufer aus Ost oder West.

Die zweite Lüge

Tagebuch – 25. November '88: „Eine erneute Zusammenkunft des Kollektivs, für 16 Uhr anberaumt. Lange vorher waren alle von uns da. Wieder betrat ein Mitarbeiter der Abteilung Agitation an der Seite der Chefin den Raum. Der ZK-Bote: ‚Es ist der Partei gelungen, doch noch Papierreserven zu entdecken. Es wird die FW weiter geben.' Einen herrlichen Versprecher hatte er in seiner Verkündung: ‚Genossen, Kollegen, der Beschluß über die Einstellung eurer Zeitschrift ist dem Sekretariat nicht schwergefallen.' Einige korrigierten durch gutmütige Zurufe diesen Satz, andere quittierten sarkastisch, was ihm da herausgerutscht war. Nun, so der Mann aus dem Apparat, weil alles so schön geklärt sei, brauchte auch nur er als subalterner Mitarbeiter zu erscheinen, um uns diese Mitteilung zu machen. Eigentlich sei ja gar nichts gewesen. Also, nun weiter so wie bisher?
Wo aber war die politisch-verantwortungsvolle Arbeit zur Vorbereitung des Sekretariatsbeschlusses geblieben? (Wir haben uns gequält. Haben rund 2000 DDR-Publikationen durchgerechnet und immer wieder gerechnet und kamen doch nur auf das Ergebnis FREIE WELT.) Und nun entließ man uns erneut mit einer Lüge."

Die Wahrheit

Wir gingen wieder an die Arbeit. Unsere Motivation: Jetzt erst recht. Doch noch eine geraume Zeit wurden wir weiter mit unserem Fall konfrontiert. In verschiedenen Institutionen verkündete man im Namen der Partei: Aus dem Westen gibt es ein schlimmes Gerücht, das unser Verhältnis zur UdSSR stören soll. Die haben behauptet, die FREIE WELT würde eingestellt!... Erst nach dem 18. Oktober '89 gaben Mitarbeiter des ehemaligen ZK auf eindringliches Befragen zu, daß der Einstellungsversuch von FREIE WELT nicht wegen Papiermangel, sondern aus falscher politischer Haltung gegenüber dem Umgestaltungsprozeß in der UdSSR unternommen worden war.
Und das ehemalige Politbüromitglied Schabowski bekannte, daß es gar keinen Sekretariatsbeschluß zur Einstellung der Zeitung gegeben habe. Das Verbot von FREIE WELT sollte ein weiterer Handstreich Honeckers werden, den er zur Ausführung seinem Vasallen Herrmann übertrug.
Nur die damals schon unüberhörbare Stimmungslage in der DDR-Bevölkerung, nicht das Verhältnis zur Sowjetunion aufs Spiel zu setzen, gebot diesem Treiben Einhalt.

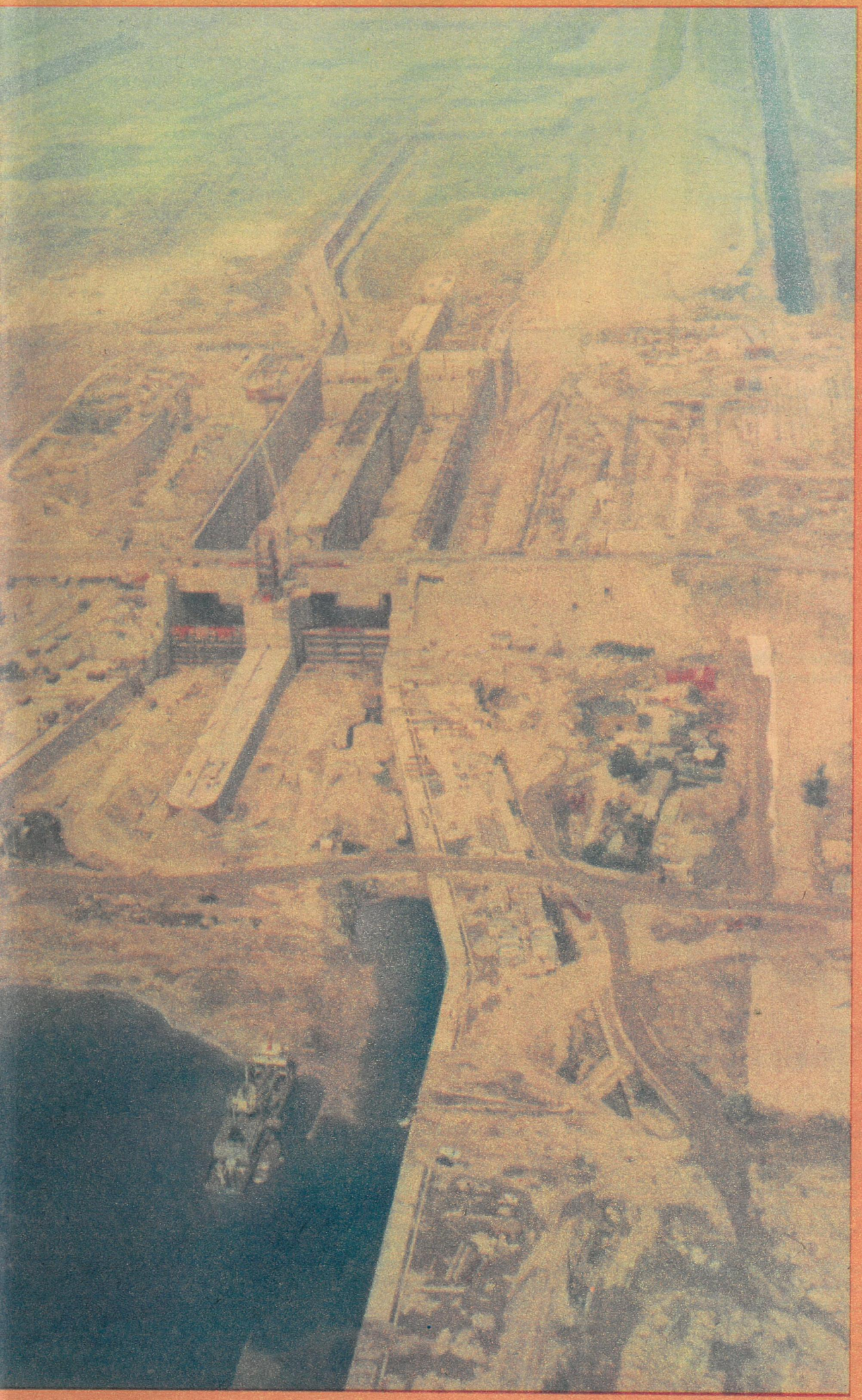
FREIE WELT versteht sich heute als überparteiliche unabhängige illustrierte Zeitschrift

Fotos: V. Hohlfeld

„Bau des Jahrhunderts"

FLUCH

ODER SEGEN?



Im Dezember sollte er geflutet werden, der Zuführungskanal zum Kraftwerk Gabčikovo. 17 Kilometer ist er lang. 18 Meter hoch ragen seine Dämme über das Land. Doch vorerst stauen sie nicht Wasser, sondern Groll und Hader. Das Jahrhundertprojekt wurde zum Streitobjekt. Fertiggestellt sind das Auffangbecken unterhalb von Bratislava und der bis zu 730 Meter breite Kanal, montiert werden die acht riesigen Turbinen, betriebsbereit sind die Schleusenkammern für den durchgehenden Schiffsverkehr zwischen Nordsee und Schwarzem Meer. Die Bauarbeiten am Oberlauf der Donau stehen vor dem Abschluß – gestoppt aber sind sie in Nagymaros, rund 220 Kilometer flußab. Beide Objekte jedoch bedingen einander...
Ungarn klagt ökologische Schäden ein, die ČSSR ökonomische Verluste in Milliardenhöhe. Wo liegt die für beide Seiten goldene Mitte?

Günter Gensicke (Text)
Volker Hohlfeld (Fotos)

Wir stehen hoch droben auf der Krone des Dammtorsos von Hrusovo, dort, wo der Berg von Steinen und Kies fast senkrecht zum Fluß hin abfällt. Und wir schauen über den Strom, zu den Leuten auf dem Wall von Dunakiliti, der ebenso hart am Wasser emporragt – hier wir und jenseits die anderen, die gestern noch engsten Arbeitskollegen unserer slowakischen Begleiter. Mit dem Aufschlagen der Morgenzeitungen an diesem 1. November war den Leuten hüben wie drüben klar geworden: was jetzt zwischen ihnen lag, das war schwerer zu überwinden als die rund 200 Meter von Ufer zu Ufer oder das beachtlich schnelle Wasser der Donau: mit sofortiger Wirkung hatte das ungarische Parlament die Beteiligung am Donau-Staustufen- und Schiffahrtskomplex, dem „Bau des Jahrhunderts", aufgekündigt.

Fluch oder Segen?

Die Donau. Als munterer Bach springt sie vom Schwarzwald herab ins Tal, hin zu Iller, Lech und Isar, Inn, Altmühl, Naab und Regen, denn – wissen Sie's noch – „die fließen zu ihr hin oder sich entgegen". 17mal legen die Bayern sie in Bande, doch mühelos überwindet sie Staudämme und Turbinenschaufeln, ehe sie sich hinüberschlägt ins Österreichische. Schön nun und blau passiert sie die Brücken und Operettenbühnen von Wien, doch wird sie auch hier „zur Kasse gebeten": neun Staustufen hat sie zu bewältigen, und brausend gebiert der mächtige Strom Strom, energetischen und finanziellen, sehr zum Nutzen der allgegenwärtigen Donaukraftwerke AG. Dann aber entflieht der Fluß ins Nachbarland, um vor Bratislava zur „Schönen Dame" zu avancieren. Geringer wird das Gefälle, die „Dame" gibt sich faul, wälzt sich in Prielen und streckt ihre Arme nach allen Seiten. Mehr noch, sie läßt zu Boden gleiten, was sie so mit sich führt: Kies und Sand und Schwemmstoffe, 600 000 Tonnen jedes Jahr. Das schichtet sie um in ihrem Bett, unberechenbar, und krachend fahren sich die Prahme fest, vor Gabčikovo etwa oder in den Untiefen unterhalb von Palkovičovo.

Wir stehen auf dem Damm im ersten Novemberwind und erwartungsvoll schweift unser Blick in die Ferne: doch kein Schiff erscheint am Horizont, das zu unseren Füßen zerschellen könnte, graubraun nur gurgelt die – wieso eigentlich schöne – Dame Donau. Und das tut sie, spricht Ivan Škripeň vom Baustab Gabčikovo, auf ihrem gesamten 172 Kilometer langen Weg durch die Slowakei fast ausschließlich. Das ungeheure energetische Potential dieses in Europa zweitgrößten Stromes, zu mehr als 80 Prozent im Oberlauf erschlossen, verplätschert in der ČSSR nahezu ungenutzt im Sande.

1960 kommt aus Budapest ein Vorschlag, mit dem die Ungarn „weit geöffnete Türen einrennen". Die Donau, so bieten sie an, könne zwischen den Felsen bei Nagymaros durch einen Damm aufgehalten und dann für energetische Zwecke genutzt werden. Dies bewirke zwar einen Rückstau, und das nicht nur 110 Kilometer donauaufwärts, sondern auch in den Gebirgsflüssen Vah und Hron, doch sei das durch Uferregulierungen zweifellos abzufangen. „Wir hatten nicht nur eine Vielzahl ähnlicher Projekte auf dem Tisch, sondern auch schon ganze Berge wissenschaftlicher Arbeiten vor allem zu den ökologischen Auswirkungen derart gravierender Eingriffe in die Natur", sagt unser Begleiter. „Das konnten wir in die gemeinsame Prüfung des Vorhabens einbringen und uns mit ganzer Kraft auf die noch offenen Probleme konzentrieren."

Da aber geschah Furchtbares: Anhaltende Sonnenglut im Frühsommer 1965 ließ die Alpengletscher zerlaufen wie Schmalz in der heißen Pfanne. Zugleich begann es um Bratislava endlos, ganze Wochen lang zu regnen. Die Donau schwoll an, so bedrohlich, wie es bis dahin nur die ganz alten unter den Anwohnern je erlebt hatten. 2500 m³ führt sie pro Sekunde als Normalwasser, jetzt wälzten sich 6000, 8000, ja 10 000 zu Tal, der Wasserspiegel stieg auf acht Meter, und als er die Neun-Meter-Marke überschritt, brach der Damm auf der linken, der slowakischen Seite, gleich an zwei Stellen. Brüllend ergoß sich die Flut über das tiefliegende Land, 460 Dörfer wankten unter dem Anprall, 110 000 ha erntereifen Getreides versanken metertief im Wasser, 40 000 Menschen und ihre Haustiere mußten evakuiert werden. Als sie zurückkehren konnten, fanden sie Trümmer und Schlamm anstelle ihrer Häuser und Äcker.

Julius Binder: „Rein politisch motivierte Entscheidung"

Juraj Hraško: „Eingriffe in die Natur müssen nicht negativ sein"

Ivan Škripeň: „Primär ist der Schutz menschlichen Lebens"

Acht 91-MW-Turbinen werden installiert – überdimensioniert?

Das Faß läuft über

„Landunter" meldete zudem auch ein Gebiet oberhalb der gebrochenen Dämme – die Insel „Žitný ostrov", die Kornkammer der Slowakei. „Hier steigt das Wasser aus dem Boden herauf. Oft sind weite Flächen überschwemmt, ohne daß auch nur ein Tropfen Regen gefallen wäre. Die Donau tritt, erhöht sich ihr Wasserspiegel, unter den Dämmen hindurch und unaufhaltbar – das bekannte Prinzip verbundener Gefäße – an die Oberfläche."

Mit fünf Milliarden Kronen wird der Schaden von 1965 beziffert. Ein Jahrhundertwasser, sagen die Alten, noch verheerender als das von 1954, bei dem der Damm auf der ungarischen Seite brach. „Auf 14 Milliarden Forint beliefen sich dabei die Schäden, damalige Forint wohlgemerkt, und die waren wohl etwas mehr wert als heute."

Die Flut von 1965 brachte das Faß zum Überlaufen. Jetzt waren keine Einzellösungen mehr gefragt: die Donau zu bändigen und zugleich energetisch zu erschließen, brauchte es eine konzertierte Aktion, ein komplexes System von Maßnahmen, und das am gesamten, Hunderte Kilometer langen Flußlauf zwischen Bratislava und Budapest.

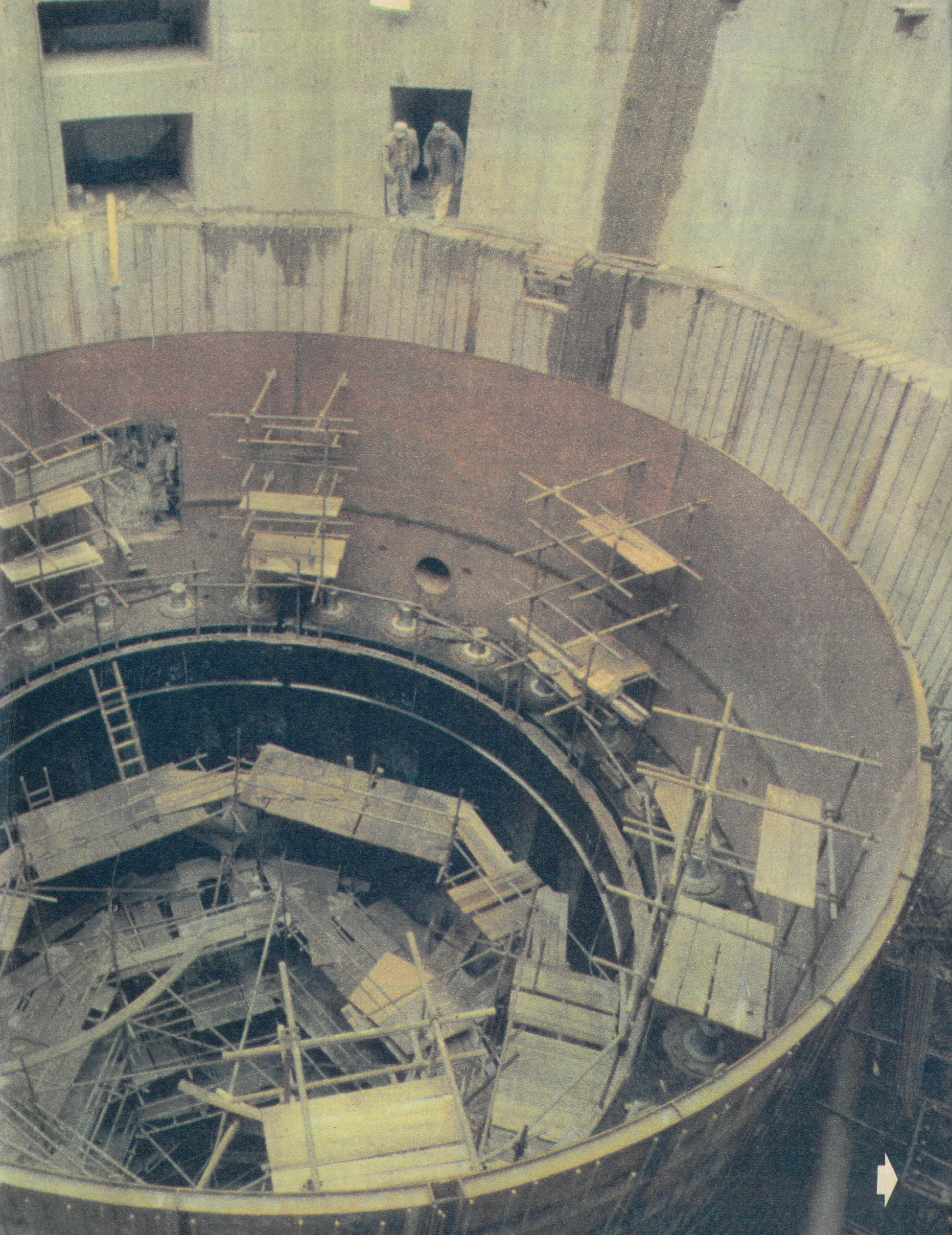
1977, nach intensiver Vorbereitung, unterzeichnen die Regierungschefs Ungarns und der ČSSR das Abkommen über ein bis dahin in Europa einzigartiges Gemeinschaftsprojekt – die Errichtung des Staustufen- und Schiffahrtskomplexes Gabčikovo/Nagymaros. Im Jahr darauf erfolgt der erste Spatenstich. Die Arbeiten in Gabčikovo laufen zügig an, schleppend bringt sich die ungarische Seite ein – hier werden erste Zweifel laut an der ökologischen Zumutbarkeit des Vorhabens. Noch aber ist die Erinnerung an die so verheerende Katastrophe nicht verblaßt. „Wir waren mittendrin im Hexenkessel von 1965", meint Ivan Škripeň, und: „Ist denn nicht der Schutz menschlichen Lebens das primäre Anliegen humaner Umweltpolitik?"

1985 steigen österreichische Unternehmen ein in den Bau des Kraftwerks Nagymaros. Ungarn verpflichtet sich, die von 16 Banken vorfinanzierten acht Milliarden Schilling bis zum Jahre 2015 durch Stromlieferungen zurückzuzahlen. Franz Vranitzky, damals Finanzminister, äußert sich höchst zufrieden über diesen Vertrag und unterstreicht „die große Rolle des Projekts für die längerfristige Auslastung der beteiligten Baufirmen". Mehr noch – im Februar 1989 sucht die ungarische Regierung in Bratislava um Beschleunigung der Arbeiten an, worauf die Slowaken Technik, Arbeitskräfte und Baumaterial von anderen Investobjekten abziehen, um der Bitte nachzukommen: Inbetriebnahme beider Kraftwerke 15 Monate früher als ursprünglich geplant.

Da schlägt im Mai eine Mitteilung ein wie eine Bombe: Die ungarische Regierung hat die Arbeiten am Objekt Nagymaros bis zur endgültigen Entscheidung durch das Parlament unterbrochen. Sechs Monate später dann, gerade am Morgen unseres ersten Besuchstages, kommt das endgültige Aus: Ungarn stellt den Bau des Kraftwerks definitiv ein, die ČSSR wird aufgefordert, die Konzeption des Komplexes Gabčikovo entsprechend den ungarischen Forderungen zu verändern.

Den Fluß jetzt sperren?

Julius Binder, verantwortlich für das technische Projekt, sprüht schier Funken vor Zorn. Die Entscheidung

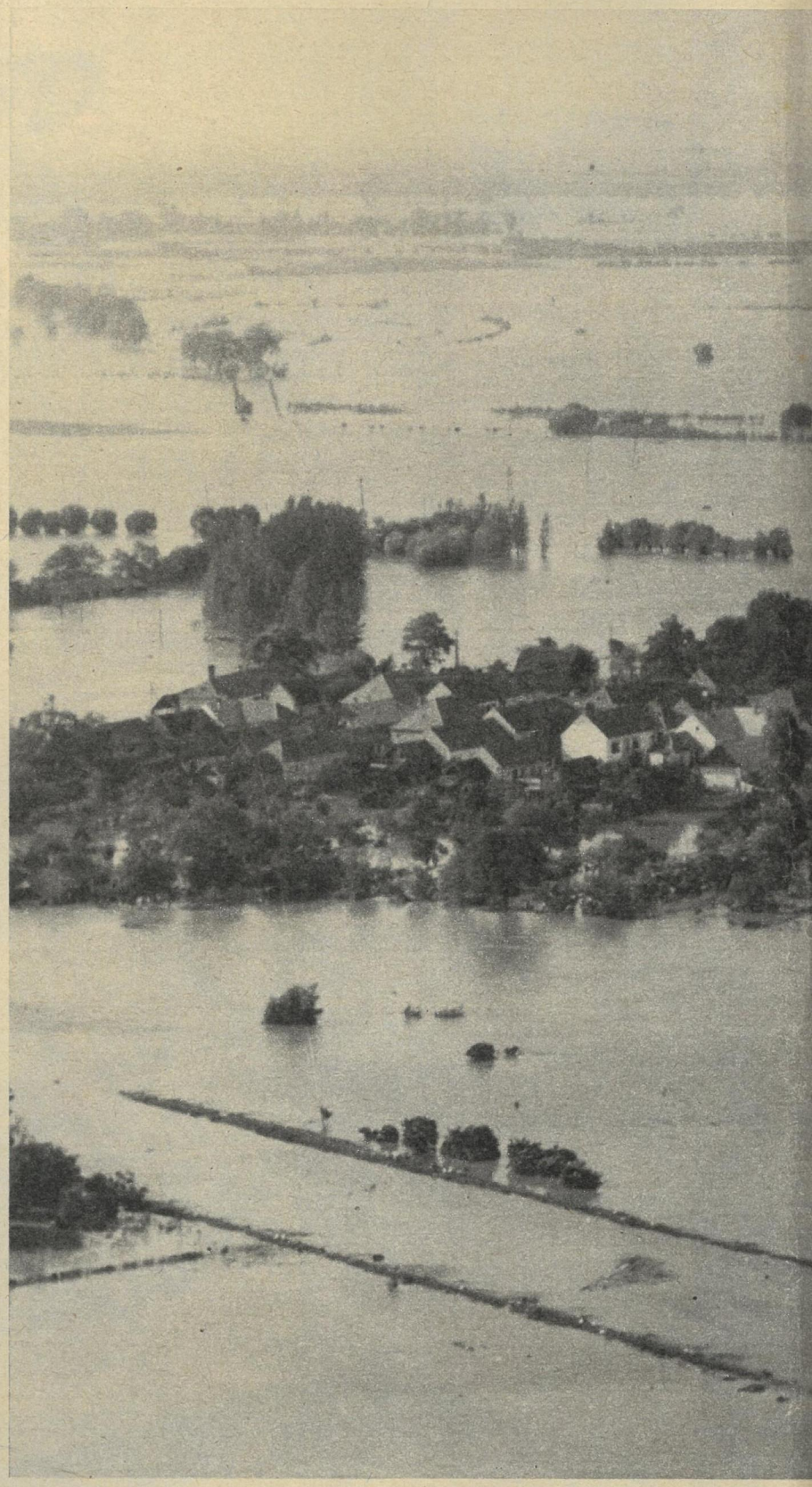


Fluch oder Segen?

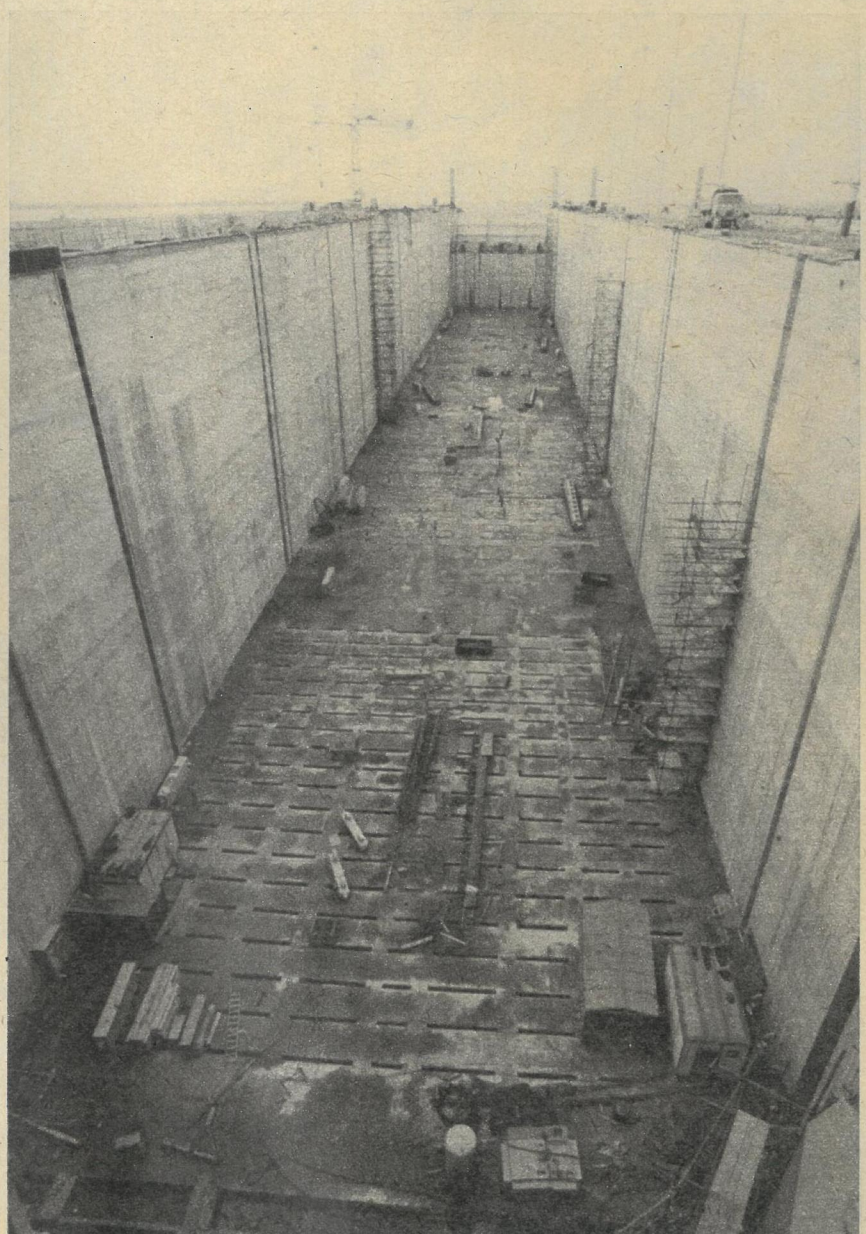
sei ausschließlich politisch motiviert, schnaubt er, und eine Ausgeburt des Tauziehens unterschiedlichster Gruppierungen und Parteien um die Macht. Keines der Argumente gegen das Projekt halte einer sachlichen Prüfung stand. Und er verweist auf das Abstimmungsergebnis – für die Einstellung der Arbeiten votieren 186, dagegen sieben, 74 enthielten sich der Stimme, 110 aber nahmen an der Abstimmung gar nicht teil, wohl wissend, daß sie eine Entscheidung gegen die hochgeputschten Emotionen Sitz und Stimme im Parlament überhaupt kosten könnte.

Wir sind da nicht so sicher, doch streiten wir nicht, sondern fragen nach den Folgen der Entscheidung. Und da wird Julius Binder sehr sachlich: Gabčikovo und Nagymaros, erläutert er, sowie der gesamte, rund 220 Kilometer lange Donauabschnitt dazwischen bedingen einander. Wird ein Teil davon nicht gebaut, verringert sich unausweichlich der wirtschaftliche und ökologische Effekt der anderen. So ist das Kraftwerk Gabčikovo, in dem gegenwärtig die acht 91-MW-Turbinen installiert werden, als Schwellkraftwerk ausgelegt, d. h. es soll in Spitzenzeiten des Energieverbrauchs Strom für den nationalen Bedarf und für den Export erzeugen. Das Wasser für den Betrieb der Turbinen erhält es dabei aus einem Speicherbecken von der 7fachen Größe des Berliner Müggelsees über den Zuführungskanal, der, rund 700 Meter breit und 17 Kilometer lang, bereits fertiggestellt ist. Die 4000 m³ Wasser, die bei Zuschaltung des Kraftwerks jede Sekunde durch das Maschinenhaus strömen, bilden eine Flutwelle, knapp meterhoch, die durch den Ableitungskanal bei Palkovičovo das alte Flußbett erreicht und im Rückstau vor Nagymaros gestoppt wird. Wird der Damm am Unterlauf aber nicht gebaut, kann Gabčikovo nur im Dauerbetrieb gefahren werden – dann ist die Anlage falsch dimensioniert: die Anzahl der Turbinen müßte auf die Hälfte reduziert werden, da das Staubecken nicht rund um die Uhr derartige Wassermengen liefern kann. Nutzt man aber nur vier der Turbinen, dann wäre ein Zuführungskanal von 150 Meter Breite völlig ausreichend. Zugleich muß aber, aufgrund der verringerten Leistung, Elektroenergie importiert werden. „Die Verluste gehen in die Milliarden", konstatiert Julius Binder, denn die Anlage sei zu 85 Prozent fertig und Stromimporte müßten in harter Währung bezahlt werden.

Ein zweites Beispiel: Die Anlage Gabčikovo, versehen mit zwei je 275 Meter langen und 34 Meter breiten Schleusenkammern, umgeht die Untiefen des alten Flußbetts und sichert die ungehinderte Durchfahrt von Fluß-See-Schiffen mit 3,50 Meter Tauchtiefe. Der fehlende Stau von Nagymaros und die Absage der Ungarn an die Flußbettregulierung bieten aber im Unterlauf der Donau nur Wassertiefen von 1,80 Meter. Damit wird der durchgehende Verkehr vom Schwarzen Meer über die Donau, den Rhein-Main-Donau-Kanal bis zur Nordsee auch für seegängige Transportmittel unmöglich. Und, um das Maß voll zu machen: Die Ungarn verweigern die Schließung des Dammes Hrusovo–Dunakiliti. Damit fehlt die wichtigste Voraussetzung, um das Staubecken zu füllen, also den Schiffahrtsweg und das Kraftwerk überhaupt betreiben zu können. „Wenn wir keine vernünftige Übereinkunft erreichen, bleibt kein anderer Ausweg, als die Dämme des Beckens auf Bratislava zu um 14 Kilometer zu verlängern und dort den Fluß zu sperren, wo beide Ufer zur Slowakei gehören. Wobei wir natürlich vertragsgemäß das alte Donaubett weiterhin mit Wasser versorgen würden." Dies übrigens sei auch die einzige Möglichkeit, Überflutungskatastrophen zu verhindern: 6000 m³ pro Sekunde könnten Becken und Kanal aufnehmen, 4000 m³ würden, gefahrlos für alle Anlieger, über die „alte" Donau abfließen.



Hochwasserkatastrophe 1965: 110 000 ha überschwemmt



275 Meter lang sind die zwei Schleusenkammern

Ökologie beim Schnitzel

Da sind wir beim Umweltschutz und bei Juraj Hraško, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, der zugleich kaut und spricht, da er für uns nur Zeit während des Mittagessens findet. „Es gibt wohl kein Projekt dieser Art in der Welt, das so gründlich vorbereitet worden wäre wie das unsere", spricht er und malmt auf seinem Schnitzel. Hunderte Wissen-

schaftler hätten daran mitgewirkt, darunter international anerkannte Spezialisten, Mitglieder der Akademien der ČSSR und Ungarns, Gutachter aus der UdSSR, den USA und Japan, und das zu allen Fragen, die ein solches Vorhaben aufwerfen kann. „1976 bereits lag ein realisierbarer Entwurf des Ökoprojektes vor", und dieser sei in den folgenden Jahren ständig weiter qualifiziert worden. „Gewiß verändert dieser Bau die natürliche Umwelt. Doch muß ein solcher Vorgang nicht notgedrungen negativ sein", meint er und fällt ins Bohnengemüse ein. Die eingestanden kostbaren, weil in Europa seltenen Auwälder würden durch ein ausgeklügeltes und am Modell erprobtes Bewässerungssystem in alter Wildheit erhalten. „Sie werden optimal mit Wasser versorgt, mit ähnlichen Schwankungen, wie das der Fluß getan hat. Nur verdorren lassen wir sie nicht, wie 1986, als man fast trockenen Fußes durch die Donau marschieren konnte." Wir fragen nach der vieldiskutierten Wasserversorgung von Budapest. „Die Ungarn", sagt Hraško, und er ist schon beim Tee, „werfen uns vor, wir würden den Selbstreinigungsprozeß des Flusses behindern." Dies aber widerspreche den bisher auch von ungarischer Seite anerkannten Tatsachen. Und die lägen so: Budapest schöpft Trinkwasser aus Brunnen, die schon vor rund 100 Jahren niedergebracht worden sind. Die geringe Entfernung Fluß–Brunnen ist auf die damals bedeutend größere Reinheit des Donauwassers zurückzuführen – sie sichert eine zweitägige natürliche Filtration. Heute aber passiert die Donau Millionenstädte und industrielle Ballungsgebiete, sie führt neben biologischen Abfällen auch Abwässer aus Chemiebetrieben oder Schwermetalle mit sich, und das keineswegs nur aus slowakischen „Quellen". „Die Wasserverschmutzung ist doch wohl ein generelles, grenzübergreifendes Übel, und die Selbstreinigungskraft keines Flusses der Welt könnte damit ohne Hilfe durch den Menschen fertig werden." Auch Juraj Hraško sieht bisher keine sachlichen Gründe für die Entscheidung des ungarischen Parlaments, dafür aber zahlreiche neue Probleme, deren Lösung Zeit, Arbeit und Geld erfordert. So ist das in den letzten Jahren ausgebaute Meliorationssystem zu verändern, vielfach muß dort, wo man entwässern wollte, nun bewässert werden, tief ins Ufer eingelassene Schutzwände stören plötzlich die Zirkulation, wesentlich erweitert werden muß das Ökoprojekt, da nun wohl die Gebiete oberhalb von Dunakiliti einzubeziehen sind.

Nahezu astronomisch muten die Summen an, die sowohl die ČSSR als auch Österreich für die entstandenen Schäden einklagen. Die Ungarn aber sehen keinen Vertragsbruch, eher „verdeckte" Mängel, und sie setzen wohl auf größere Bereitschaft zu Kompromissen bei den neuen Männern in der Prager Regierung. Ob diese Hoffnung trügt, das werden die kommenden Monate zeigen. Ein erster Schritt aber ist getan: Die Arbeiten an der „Ersatzlösung" für den Damm von Dunakiliti wurden vorerst gestoppt und beide Seiten sind bereit zu verhandeln. In Gabčikovo aber wird weitergebaut...

Panmunjon, seit 1953 Symbol des gespaltenen Korea, bestens bewachte und befestigte Grenzstation. Nun schlug Präsident Kim Il Sung (Nord) in seiner traditionellen Neujahrsrede am 1. Januar vor, „die Mauern zwischen Nord und Süd niederzureißen, den freien Reiseverkehr aufzunehmen sowie ... einander allseitig zu öffnen". Beginnen müsse man damit, „die auf der Südseite der Demarkationslinie errichtete Betonmauer abzutragen", denn sie sei „Symbol der nationalen Spaltung und der Nord-Süd-Konfrontation ... und damit eine nationale Schande." Das sei die Voraussetzung dafür, Gespräche und Verhandlungen zwischen den Behörden, Parlamenten, Parteien voranzubringen und eventuell eine nationale

Foto: Peter Meißner

KOREA?

Vereinigungskonferenz einzuberufen. Inzwischen melden internationale Nachrichtenagenturen, daß Präsident Ro Thä-u (Süd) seine Bereitschaft zu Gesprächen über alle Fragen einschließlich des freien Reiseverkehrs erklärt habe, ohne allerdings die Abtragung der Betonmauer auch nur zu erwähnen. Der Koreakonflikt, besonders belastet durch den blutigen Bürgerkrieg von 1950 bis 1953, wird sicher nur durch beiderseitige große Bereitschaft zu Toleranz und Kompromissen im Interesse von Frieden und Sicherheit des koreanischen Volkes und aller asiatischen Völker gelöst werden können. Auch hier bleibt „die Vernunft der Vernünftigen" letztendlich die einzige Hoffnung.

Helga Picht

● Kurz berichtet

Die Entwicklung gesellschaftlicher Initiativen zur Umgestaltung des sowjetischen Bildungswesens ist das Ziel des Verbandes der Pädagogischen Gesellschaften der UdSSR, dessen Gründungskonferenz Ende vergangenen Jahres in Moskau stattfand. Zur Organisation gehören pädagogische Gesellschaften von acht Unionsrepubliken mit insgesamt drei Millionen Mitgliedern.

Über den rasanten Anstieg von Straftaten in Ungarn informierte kürzlich der stellvertretende Innenminister András Turós. 152 000 Rechtsverletzungen, die die Kriminalstatistik für die ersten neun Monate des Jahres 1989 verzeichnet, sind 27 000 mehr als im Vergleichszeitraum des Vorjahres. Bedenklich stimmt, daß vor allem die Zahl der Eigentumsdelikte anstieg und ein wachsender Teil der Fälle nicht aufgeklärt werden konnte.

Seit zehn Jahren schickt China Arbeitskräfte ins Ausland. Mehr als 300 000 chinesische Arbeiter und Spezialisten waren seitdem in 118 Ländern der Welt im Einsatz. Die von ihnen errichteten Objekte brachten China Einnahmen von mehr als zehn Milliarden Dollar.

Eine „Gesellschaft zur Verteidigung Stalins" gründete sich zum Jahresanfang in Gori, der Heimatstadt des Diktators. Die Zeitung „Molodjosh Grusii" kommentierte diese unerwartete Neuigkeit mit einer Spur Ironie: Obwohl Gäste aus vielen Städten des Landes begrüßt worden seien, habe das Ereignis zunächst nur lokale Bedeutung. Für die Zukunft plane man jedoch, die Organisation zu einer weltweiten zu machen.

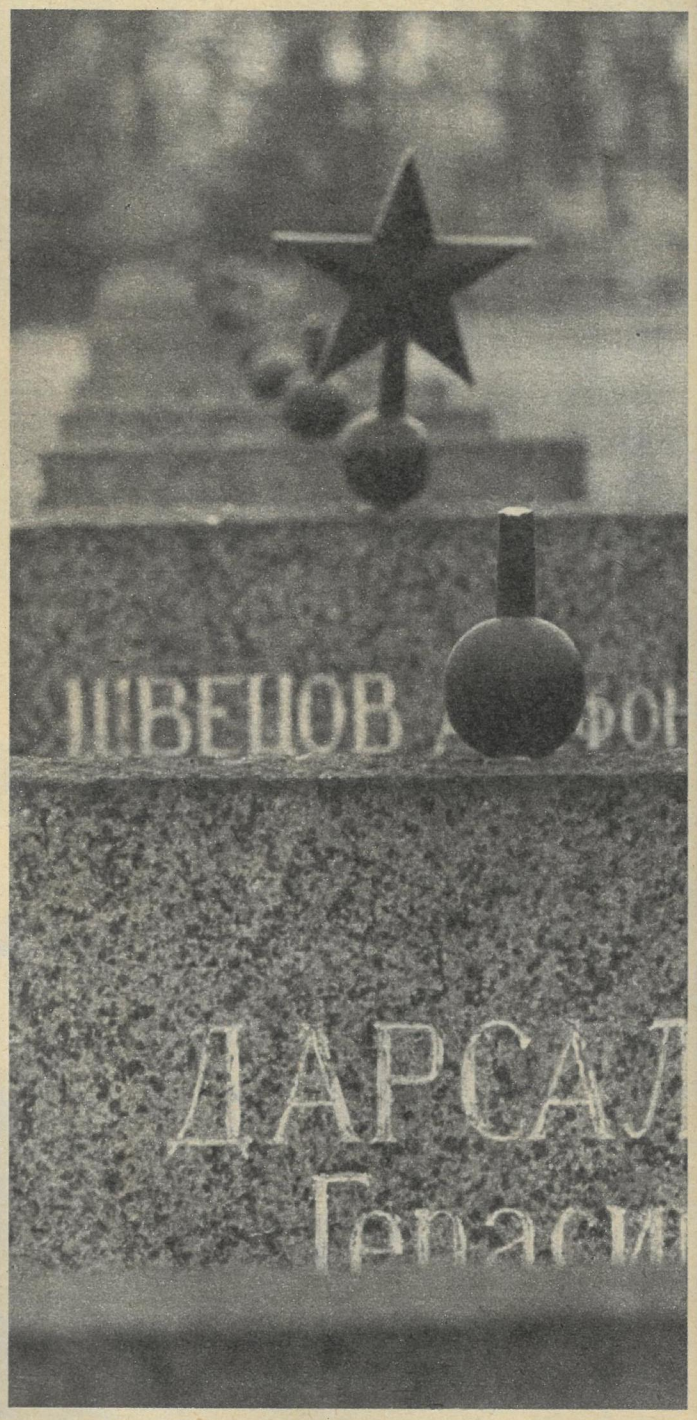
Grüne Rezepte werden neuerdings manchen Patienten vom Betriebsarzt der Budapester Fernheizwerke verschrieben. Die Idee stammt von Dr. Robert Frenkl, Lehrstuhlinhaber an der Hochschule für Körperkultur. Ein grünes Rezept erhält, wer weniger mit Medikamenten denn durch Bewegung geheilt werden soll. Diese Patienten sind dann berechtigt, drei Monate lang zweimal wöchentlich je 45 Minuten lang kostenlos in einem Fitneß-Center zu turnen oder sich anderswo sportlich zu betätigen.

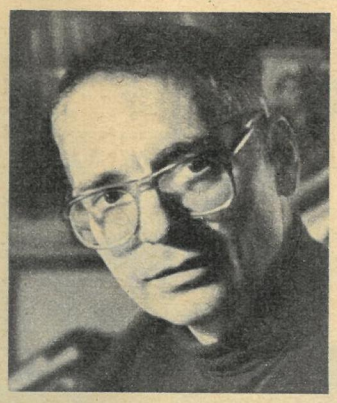
500 000 Jugendliche schlossen im vergangenen Jahr in China eine Hochschulausbildung ab. Vertreter nationaler Minderheiten studieren derzeit an 70 Hochschulen des Landes – 6600 allein in Peking.

Pflicht oder Kür?

Zwei Fotos vom gleichen Ort, dem sowjetischen Ehrenhain in Gera. Das eine entstand 1987 und wurde nie veröffentlicht. Grimmig dreinblickende Pioniere als Staffage für einen Programmpunkt des „VII. Treffens der Freundschaft zwischen der Jugend der DDR und der UdSSR". Das andere Foto entstand Anfang dieses Jahres. Die zerstörten sowjetischen Grabsteine lösten grimmige Reaktionen aus. Die Täter wurden schnell ermittelt. Es sind Halbwüchsige. Gehörten sie damals vielleicht sogar zur Ehrenwache? Vom Alter her scheint es möglich. Sie waren gute Schüler und hatten ein anständiges Elternhaus. Solche wurden besonders gern zu Pflichtübungen der Freundschaft abkommandiert. Um Mißverständnisse zu vermeiden: Mir scheint es heute noch wichtiger als gestern, jener (meist jungen) sowjetischen Menschen zu gedenken, die uns den Hitlerfaschismus vom Halse schafften. Aber weist nicht gerade der Geraer Vorfall auf die Gefahr hin, die entsteht, wenn Antifaschismus und Völkerverständigung zur frommen Pose erstarren? In den benebelten Köpfen der Schüler saß jedenfalls keine Bremse. Keine innere Stimme gebot: „Bis hierher und nicht weiter." Das Gericht wird entscheiden müssen, ob pubertärer Wirrsinn oder faschistoides Gedankengut die verhängnisvolle Triebfeder war. Wir müssen fragen: Konnte Verbundenheit zu sowjetischen Menschen wachsen, wenn beispielsweise der Inhalt jenes gigantischen Geraer Treffens genauso verklemmt war wie sein Name? Blieb denn nicht oft von organisierten Begegnungen mit Ausländern kaum mehr als eine Rechnung über „Speisen und Getränke"? Zu oft haben wir uns persönliche Freundschaften als Alibi hergenommen, um die Zusammengehörigkeit ganzer Völker zu demonstrieren. Ich kann mich jedenfalls nicht erinnern, daß Bürgerfeste in Garnisonsstädten, an denen sowjetische Familien mit Kind und Kegel teilnahmen, alltäglich waren. Vor persönlichem Umgang miteinander wurde – von wem auch immer – schnell der Sicherheitsriegel geschoben. Der Gedanke gemeinsamer Kindergärten oder Schulen wurde unausgesprochen sofort wieder ad acta gelegt, obwohl dies ein ungeheurer kultureller Gewinn wäre. Wie echt wirkte unser Bekenntnis „Drushba – Freundschaft", wenn gleichnamiges Lied aus dem Verkehr gezogen wurde, weil es den Texter nach Israel gezogen hatte? Wie weit reicht unsere alltägliche Solidarität, wenn Ausländer zwar unsere Arbeit machen dürfen, aber es danach nur zu Wohnheimen reicht, die verdammt nach Kasernen riechen? Persönliche Kontakte bleiben weiter die Ausnahme. – Gedanken, Fragen, angesichts zweier Fotos. Hunderttausende haben in den vergangenen Wochen ihren Abscheu gegen Faschismus im modernen REP-Gewand öffentlich gemacht. Wer das als bloßen Wahlkampf abqualifiziert, setzt sich dem Verdacht aus, selbst Wahlkampf zu betreiben. Aber es ist vielmehr an der Zeit und dringend geboten, die Wurzeln für Ausländerfeindlichkeit zu beseitigen, indem wir offen auf unsere ausländischen Mitbürger zugehen. Und das nicht nur zu Festtagen, sondern im Alltag. Und als Kür.

Peter Perleberg (Text)
Peter Kroh, Jan-Peter Kasper/ZB (Fotos)





Daß die zweite Mauer fällt

Auskunft für FREIE WELT gab Prof. Jens Reich, Mitbegründer der Bürgerbewegung Neues Forum.

Gemeinsam mit Vertretern von Demokratie jetzt, Demokratischer Aufbruch, der Initiative Frieden und Menschenrechte sowie der SPD führten Sie Gespräche in Polen. Sie hatten Begegnungen mit Ministerpräsident Mazowiecki und Gewerkschaftsführer Walesa. Worum ging es?

Zunächst einmal wollten wir uns alle persönlich kennenlernen. Aber überall kam man schnell zur Sache. In der polnischen Bevölkerung gibt es große Sorgen über manch nationalistischen Ton, der aus unserem Land herüberhallt. Außerdem wollte man unseren Standpunkt zur polnischen Westgrenze wissen. Wir haben klipp und klar gesagt, daß wir keine Gebietsforderungen an Polen stellen, nie mehr! Wir haben darum gebeten, die Aufregung bei uns zu verstehen, denn wir haben eine revolutionäre Situation. In den vernachlässigten Gebieten wie im Leipziger Raum oder in vielen Stadtzentren herrscht allgemeiner Unmut. Die nationalen Gefühle brechen mit derartiger Wucht auf, weil sie jahrzehntelang unterdrückt wurden. Dafür hofften wir gerade bei unseren polnischen Freunden auf Verständnis. Beim Kabinettschef haben wir wohl nicht alle Bedenken ausgeräumt.

Wurden konkrete Abmachungen getroffen?

Alle unsere Partner sprachen über die Befürchtung, im stürmischen Aufeinanderzugehen der deutschen Staaten von der westlichen Wirtschaft vergessen zu werden, nicht die notwendige Hilfe zu erhalten. Wir erörterten die Möglichkeit von Joint ventures zwischen gemeinsamen DDR-polnischen Betrieben mit westlichen Partnern. Wir unterstützen den polnisch-schwedischen Vorschlag zur konsequenten und zügigen Sanierung der Ostsee.

Wie sehen Sie die gegenwärtigen Beziehungen?

Die Maßnahmen zum Schutz des Binnenmarktes, die von einer Kampagne gegen polnische Bürger begleitet wurden, hat nicht die wahren Schuldigen an unserer Misere benannt. Schuldig an der Krise ist unsere kranke Geldwirtschaft bzw. die Wirtschaft insgesamt. Die muß in Ordnung gebracht werden. Dann kann auch die Mauer an Oder und Neiße fallen, von der unsere polnischen Freunde sprachen. Unbedingt sind wir für neue Grenzübergänge. An den bestehenden stauen sich nicht nur Autos, sondern auch ein riesiges Potential an Wut. Wir treten auch für schnellere und präzisere Informationen zwischen beiden Ländern ein. Es sind nämlich nicht a l l e DDR-Bürger, die Ausländer anpöbeln. Es sind nicht a l l e Polen, die vom Grenzhandel leben.

In den letzten Jahren besuchten Tausende Kinder und Jugendliche das Nachbarland. Soll diese Tradition fortgesetzt werden?

Wir stehen jetzt vor der Konkursmasse des Kinder- und Jugendaustausches. Auch deshalb, weil durch schlampige Vorbereitung und Leitung dieser Ferienlager anstelle von Freundschaft der Haß wuchs. Dagegen sind wir. Aber wir wollen diesen Austausch im vernünftigen Rahmen fortsetzen, zum Beispiel auf familiärer Ebene.

Wie stehen Sie persönlich zum Gedanken der Völkerfreundschaft?

Dieses heruntergekommene mißbrauchte Wort bereitet mir Schüttelfrost. Aber Freundschaft zu Menschen und Familien aus anderen Ländern sind ein wichtiger Teil meines Lebens. Gerade jetzt, wo sich viele Augen nach Westen richten, sollte niemand die Urlaube, die schönen Städte und Landschaften sowie die liebenswerte Gastfreundschaft in den östlichen Ländern vergessen. Auch den Ärger nicht, den es manchmal gab. Aber alle diese Probleme lassen sich lösen. Und um noch einmal auf Polen zurückzukommen: Man sollte mal in das Warschauer Telefonbuch schauen, wie viele Schmidts und Richters es da gibt und wie viele Jankowskis oder Dombrowskis in Berlin. Wir haben große Teile unserer Geschichte gemeinsam erlebt, wir sind Verwandte.

Interview: *Wolfgang Suckert*

Tiefen-Traum

Eine Rekordtiefe von 2750 Meter soll eine Bohrung erreichen, die vom Kollektiv der Bohrinsel „Schelf-6" jetzt vor der Küste Sachalins begonnen wurde. Sie wird zum einen den Zugang zu neuen Erdöllagerstätten eröffnen, zum anderen erhoffen sich Wissenschaftler neue Erkenntnisse über die geologische Struktur des Meeresschelfs von Sachalin.

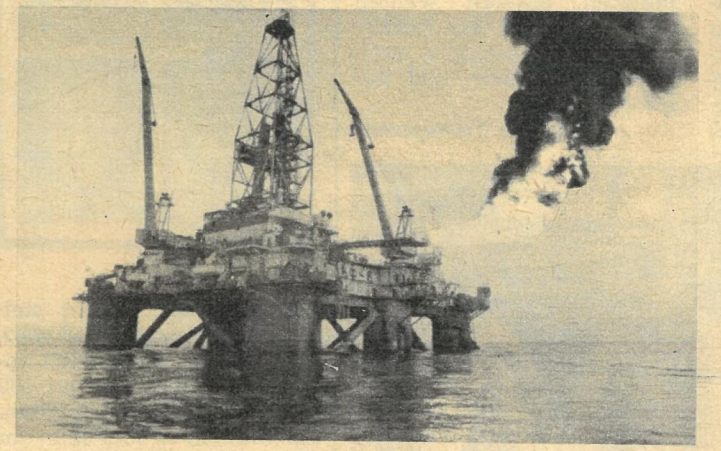
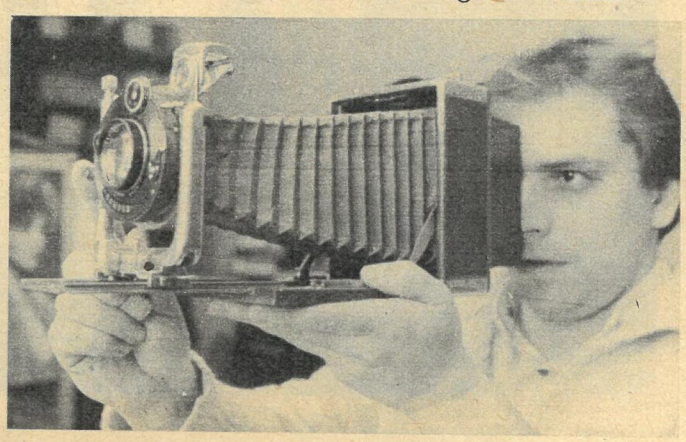
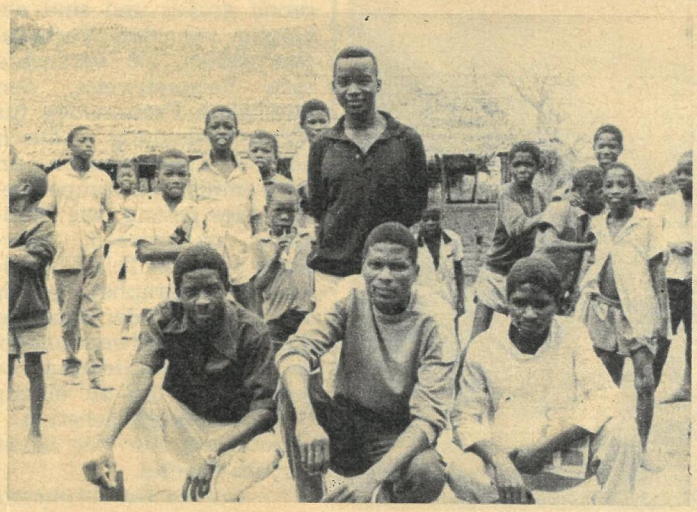


Foto-Fest

150 Jahren Fotografie ist eine Ausstellung gewidmet, die man gegenwärtig im Technologischen Museum von Warschau besichtigen kann. Zu den Prunkstücken der Schau gehören diese deutsche Kamera namens „Orion", in den zwanziger Jahren vor allem für Reisende hergestellt, sowie in Serie produzierte Apparate vom Jahrhundertbeginn.





„Tubali"-Team

Die fast verlorengegangenen Traditionen des georgischen Kunstschmiedehandwerks wiederbeleben wollen die Mitglieder der Kooperative „Tubali" in Tbilissi. Handwerker, Künstler und Architekten gründeten diese Genossenschaft. Sie eigneten sich nicht nur die fachlichen Grundlagen ihres Gewerbes an, sondern bauten auch alle Werkzeuge selbst. Inzwischen schmükken Arbeiten der Kunstschmiede viele Gebäude Tbilissis.

Ritter-Robe

Die ungewöhnlichen Heilfähigkeiten der Dshuna Dawitaschwili, die Bioströme ausnutzt, sind legendär, aber nicht unumstritten. Kürzlich wurde sie zum Ordenskommandeur der „Ritter des Friedens und der Gerechtigkeit" ernannt.

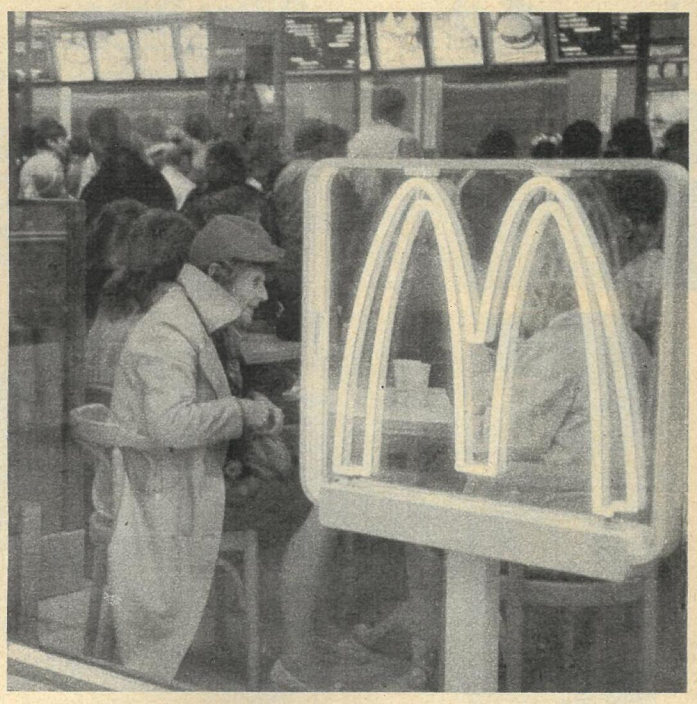
Land-Lehrer

Diese vier Lehrer unterrichten an einer moçambiquanischen Dorfschule. Junge Pädagogen, ausgebildet an der Universität von Maputo oder im Ausland, werden in letzter Zeit verstärkt in den ländlichen Schulen eingesetzt. Diese gehören neben Gesundheitseinrichtungen zu den Hauptangriffspunkten der RENAMO-Banditen, deren erbarmungsloser Krieg bislang anderthalb Millionen Moçambiquaner zu Flüchtlingen machte.

„Big Mac“ am Puschkin-Platz

In 52 Ländern leuchtet bereits das „M“ mit den geschwungenen Bögen (Foto unten) – Firmenzeichen der amerikanischen Schnell-Imbiß-Kette „Mc Donalds“. Demnächst soll es auch in Moskau erstrahlen: Am 31. Januar öffnet unweit des Puschkin-Platzes (Foto ganz unten) das erste „Mc Donalds“-Restaurant der Sowjetunion, gemeinsam betrieben von der kanadischen Tochtergesellschaft der Firma und der Moskauer Verwaltung für Gastronomie. Populär sei es bereits vor seiner Eröffnung, war im New-Yorker Hauptquartier des Unternehmens zu erfahren. Das zeige sich zum Beispiel darin, daß die Auswahl des Personals die zuständige Kommission in den letzten Wochen täglich zehn Stunden Arbeit kostete. 630 Beschäftigte wird die „Mc Donalds“-Filiale in Moskau haben – 25 000 hatten sich um diese Arbeitsstellen beworben. Zu ihnen gehörte auch Maxim Zyrin. Der 25jährige hat seine Anstellung als Dolmetscher und ein Monatseinkommen von 450 Rubel aufgegeben. Nur 265 Rubel wird er im Restaurant verdienen. „Dort sehe ich aber gute Aufstiegsmöglichkeiten“, verriet er einer amerikanischen Zeitung. Oleg Amasjajew, ein Mitbewerber, 24 Jahre alt und Zimmermann von Beruf, erhielt bis jetzt 200 Rubel monatlich. „Manchmal hatte ich tagelang nichts zu tun“, erzählte er. „Dabei bin ich kräftig und kann es nicht ertragen, nur Däumchen zu drehen.“ 150 000 Gäste täglich erwartet „Mc Donalds“ in Moskau. Der Preis des „Big Mac“, eines mit Hackfleisch und Gemüse gefüllten Brötchens, das mit Käse überbacken wird, soll dort übrigens zwei Rubel betragen. Seit Anfang des Jahres machen sich die Restaurant-Mitarbeiter am Puschkin-Platz mit dem Arbeitsablauf vertraut. Angeleitet werden sie von sowjetischen Managern, die zu einem Studienaufenthalt bei „Mac Donalds“ in den Vereinigten Staaten weilten und dort nicht nur Lektionen hörten, sondern auch Fußböden putzten und Buletten brieten.

Edgar Tscheporow

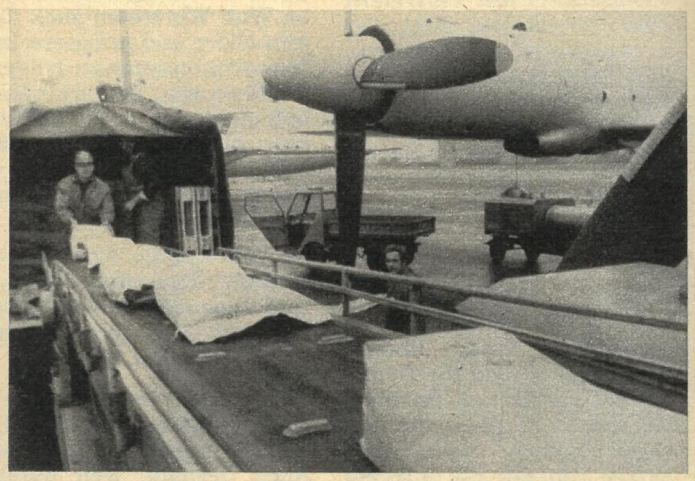


Sterben die Ungarn aus?

Lachende Mädchen und Jungen aus Ungarn. Doch eher traurig stimmende Bilder, so das ungarische Fernsehen. Zu sehen war ein Kindergarten: leer die Schlafsäle, verlassen Eß- und Spielzimmer. Hintergrund der Szenerie: In Ungarn werden immer weniger Kinder geboren. Der jährliche Bevölkerungsverlust entspricht der Einwohnerzahl einer Stadt wie Székesfehérvár – mehr als 100 000 Menschen. Die Nachricht löste nicht unbedingt Erstaunen aus, ist doch völlig klar, daß die komplizierte wirtschaftliche Situation des Landes vor allem die Familienbudgets belastet und die Ausgaben mit

der Zahl der Kinder steigen. So kommt es, daß statistisch betrachtet, in 100 ungarischen Familien nur 180 Kinder geboren werden. 220 müßten es aber sein, um ein stabiles Bevölkerungswachstum zu gewährleisten. Es gibt inzwischen einen ganzen Katalog staatlicher Maßnahmen, die es stimulieren sollen. Dazu gehören beispielsweise einmalige Unterstützungen nach der Geburt eines Kindes. Neu ist, daß Mütter zwei Jahre lang drei Viertel ihres Einkommens erhalten. Außerdem zahlt der Staat Familienbeihilfen für jedes Kind bis zum 18. Lebensjahr. Diese Zuwendungen werden mit jedem Neugeborenen größer und sind abhängig von den Verbraucherpreisen. So versuchte man beispielsweise, den kürzlichen Preisanstieg für Kinderbekleidung durch höhere Zuwendungen an die Familien zu kompensieren. Dies gelang, wie Statistiker nachwiesen, allerdings nur zum Teil. Ungarische Demographen gehen davon aus, daß der Staat die Hälfte aller Aufwendungen für die Kindererziehung tragen müßte, um zu einem Bevölkerungswachstum beizutragen. Zur Zeit ist es nur ein Fünftel.

Galina Gerassimowa



Kennwort „Kaukasus“

„Das Bergdorf Lernakert erlebte seine zweite Geburt“ schrieb TASS-Fotokorrespondent Michail Chatschatrjan zu seinem Bild. Er war bei der festlichen Übergabe von 50 Fertigteilhäusern aus der DDR an armenische Erdbebenopfer Ende November 1989 dabei. Häuser für jeweils zwei Familien mit sechs Zimmern, allem Komfort, zu dem auch die autonomen Öfen gehören – umzustellen z. B. von Kohle auf Gas oder beliebige einheimische Brennstoffe. Diese Übergabe war Anlaß für das Solidaritätskomitee der DDR, das damals gemeinsam mit dem Deutschen Roten Kreuz aufgerufen hatte, zu informieren, was aus den Spenden des Kontos 444, Kennwort „Kaukasus“, geworden ist, 55,2 Millionen Mark waren es bis zum 22. November 1989. Mehr als 49,3 Millionen Mark wurden ausgegeben. Einige Rechnungen stehen noch aus. Es war eine beispielhafte Solidarität: So hatten die Kollegen vom VEB Bauelementewerke Stralsund die technologischen Unterlagen für die Häuser – entsprechend des gewünschten Standortes in 2000 Meter Höhe und der Erdbebensicherheit bis zu Stärke 8 – erarbeitet und die Fertigteile vor Ort montiert. 250 Nutzkraftwagen, sie kosteten runde 30 Millionen Mark, wurden geliefert. Als Soforthilfe beförderten Charterflugzeuge 20 Tonnen Lebensmittel, 0,5 Tonnen Medikamente (unser Foto vom 10. Dezember 1988), 55 Mannschaftszelte, 2460 Decken. Spontan gesammelte Kleidung füllte 33 Großcontainer. 1500 Helfer des Roten Kreuzes hatten in einer Nacht die Stücke sortiert, chemisch gereinigt, neu verpackt. Konsumgüter, wie 800 000 Stück Haushaltswäsche und 550 000 Stück Haushaltsgeschirr, gingen auf die Reise. Der ehrliche Dank für die Hilfe, die nach den Vorschlägen der sowjetischen Partner erfolgte, schließt auch die Hilfssendungen von „Brot für die Welt“ (2 Charterflugzeuge mit 180 Mannschaftszelten und Bekleidung) und der „Bischofskonferenz von Berlin“ (4 Lastzüge mit 70 Zelten, Schuhen, Bekleidung) ein. Vor kurzem gingen die nun benötigten 10 Traglufthallen auf Reisen, und noch bis März ist die Kundendienstbrigade der Automobilbauer aus Ludwigsfelde im Einsatz.

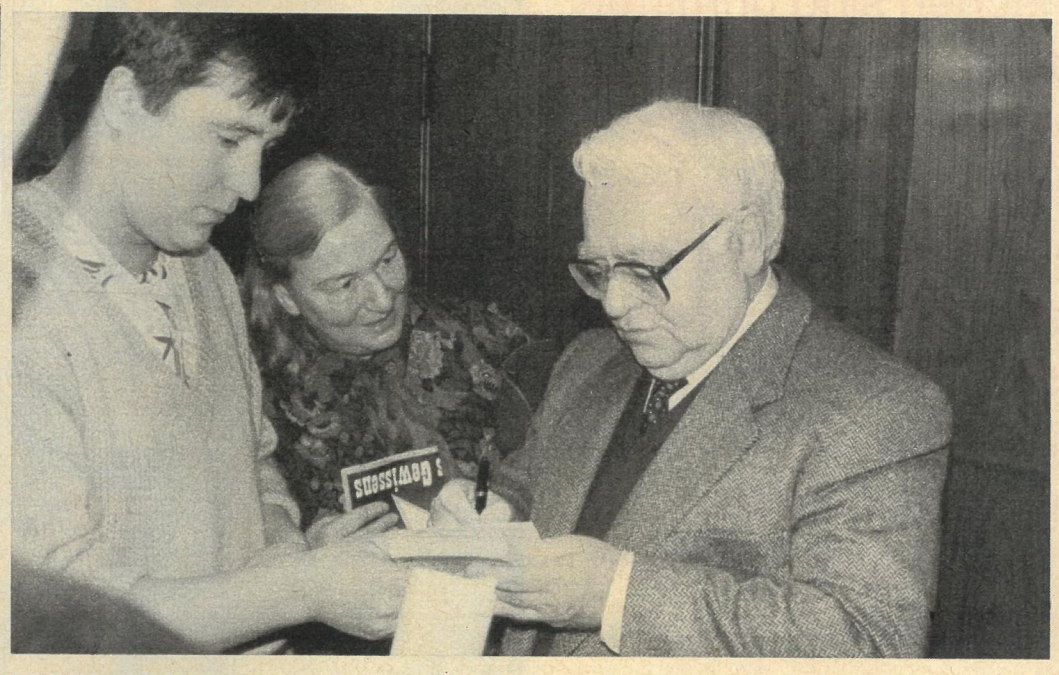
Ina Stritzke

Einen neuen Anfang finden

Die Wogen schlugen in der Diskussion hoch. Die 200 Teilnehmer des Hearings zur Geschichte und Gegenwart der bilateralen Beziehungen zu Polen brachten genauso viele Probleme wie Meinungen zur Sprache. Diese Veranstaltung Anfang des Jahres diente der Vorbereitung der Konstituierung einer „Gesellschaft für gute Nachbarschaft DDR–Polen" am 28. April. Eingeladen hatte die Liga für Völkerfreundschaft. Sie reagierte damit auf Appelle von Kulturschaffenden und DDR-Absolventen polnischer Hochschulen.

Heftiges Für und Wider bei der Frage, ob die künftige Gesellschaft im Streben nach Bürgernähe auch die Zusammenarbeit mit der einflußreichen katholischen Kirche und mit „Solidarnosc" – der größten Massenorganisation im Land – suchen sollte. Konrad Weiß, Sprecher von „Demokratie jetzt" und führender Vertreter der Aktion Sühnezeichen, forderte in diesem Zusammenhang eine offizielle Entschuldigung der Volkskammer für frühere Äußerungen über „Solidarnosc" und eine Überprüfung der Rolle der Liga für Völkerfreundschaft. Manch fehlerhafte Entscheidung im Zusammenhang mit der „verordneten Freundschaft" wurde angesprochen, so die vor 37 Jahren auf Betreiben der damaligen SED-Führung erfolgte Auflösung der Helmut-von-Gerlach-Gesellschaft. Diese war 1948 mit der Absicht gegründet worden, die kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zu unserem östlichen Nachbarland zu pflegen. Sie war benannt nach einem progressiven Publizisten. Weitgehend geteilt wurde die Sorge des Gesprächsleiters, durch das Aufleben rechter Kräfte in der DDR könne das Verhältnis zu Polen belastet werden. Das in verschiedenen Beiträgen geforderte deutliche Wort zur gemeinsamen Grenze ist im Entwurf der Grundsätze für die künftige Arbeit der neuen Gesellschaft festgeschrieben. Darin bekennt sie sich „zur Unantastbarkeit der im Ergebnis des zweiten Weltkrieges entstandenen Grenze an Oder und Lausitzer Neiße als einem wichtigen Faktor des Friedens sowie zu guten bilateralen Beziehungen zwischen der DDR und Polen als einem Baustein im Fundament eines künftigen europäischen Hauses".

Detlef Klementz



Sternstunde mit Schatrow

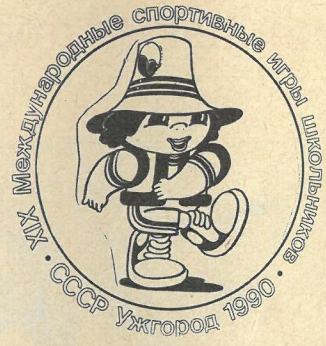
Theaterstunden können Sternstunden sein, politische, emotionsgeladene. Michail Schatrows „Weiter... weiter ...weiter", am 7. Januar an der Volksbühne von Darstellerinnen verschiedener Berliner Bühnen gelesen (Regie: Christoph Schroth), glich einem solchen Ereignis. Das Stück, 1988 in Russisch erschienen, war in der DDR verboten vor der Wende. Nun schlug die szenische Lesung neue, vertrauensvolle Brücken zwischen Interpreten, Autor und Publikum, stellvertretend für die Perestroika-Anhänger hier und dort. Zurückverfolgt wird im Stück das Werden des Stalinismus, die Genesis seiner Verbrechen, die Etablierung von Machtmißbrauch und Angst. Verbürgt die meisten Textpassagen, authentisch die Personen: Stalin, Lenin, die Krupskaja, Rosa Luxemburg, die weißgardistischen Generäle Kornilow, Denikin, die Mitglieder des Leninschen Zentralkomitees, die Stalin systematisch liquidierte. Besonders berührend der unerschrockene Ordshonikidse, der sich, Stalin zur Rede stellend, um Kopf und Leben bringt. Ein Stück über die schwere Geburt und über die Verzerrungen der Ideen und Ideale des Sozialismus und darüber, sein menschliches Antlitz zurückzugewinnen, zu bewahren, auf diesem Wege und nur auf diesem weiter, weiter, weiter zu gehen. Ein erschütternder, vom Zuschauer höchste Konzentration erfordernder Text, der – hier und da in Ton und Geste gestalterisch sensibel angedeutet – präzise Einblicke gibt in die Ungeheuerlichkeiten, die im Namen des Kommunismus geschehen sind. Aufklärerisches Theater, vom Publikum als heutig, als unter die Haut gehend empfunden. Einhellig die Botschaft, stalinistische Strukturen durch andere, demokratische, auf Rosa Luxemburg, auf Lenin zurückgehende Gedanken zu ersetzen. Schatrow traf und trifft so den Nerv, das Herz auch unseres Publikums. Und das, obwohl sein Stück die führende Rolle der Kommunistischen Partei weder anzweifelt noch ein radikal verstandenes, pluralistisch gefärbtes Sozialismusmodell ins Blickfeld rückt. Bewegt dankte der Autor seinen Freunden für die ungewöhnliche Lesung. Er fühlte wohl, daß die Anfang 1988 von „oben" verordnete Distanz gegenüber seinem Stück, gegenüber den Erneuerungen in seinem Lande generell, endgültig gewichen ist und einer neuen Gemeinsamkeit Platz gemacht hat.

Liane Pfelling

● Kurz berichtet

Dinosaurierspuren, die gut erhalten sind, haben usbekische Wissenschaftler in den Ausläufern des Jakkabag-Gebirges im Südwesten der Republik entdeckt. Auf einer Fläche von knapp 250 Quadratmetern wurden etwa 50 Fußabdrücke der gigantischen Urzeit-Reptilien gefunden. Viele sind schon durch Steinschlag oder von Touristen beschädigt. Deshalb sollen dort jetzt geologische oder Naturschutzreservate eingerichtet werden.

„Iwanko" heißt das von Andrej Gojda entworfene Maskottchen der XIV. Internationalen Sportspiele für Schüler (Abbildung), die im kommenden Sommer erstmals in der Sowjetunion stattfinden. Zur „Kleinen Olympiade", wie sie auch genannt wird, treffen sich etwa 1400 junge Sportler aus 40 Ländern der Welt in Ushgorod am Fuße der Karpaten. An der Finanzierung der Spiele beteiligen sich neben den Sportkomitees der UdSSR und der Ukraine auch Firmen Italiens, Österreichs und der BRD.



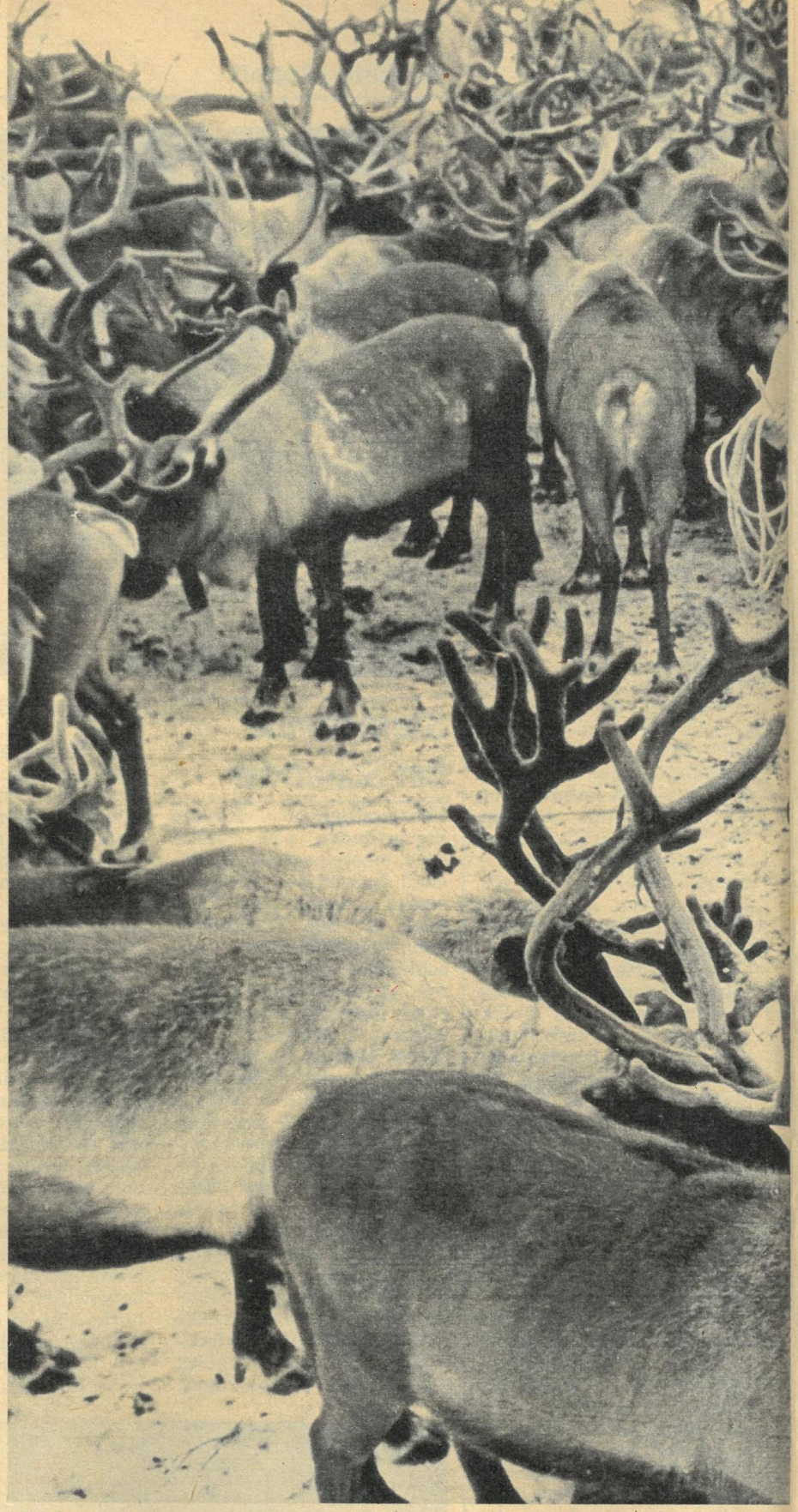
Gegen Lawinen im Kaukasus gehen sowjetische Wissenschaftler neuerdings mit „Kalaschnikows" vor. Erste Versuche des auf dem Gebirgspaß Rokski gelegenen Instituts für Geophysik waren erfolgreich. Mit ausgedienten, zu einer Art Granatwerfer umgerüsteten Maschinengewehren der Armee wird zielgerichtet auf gefährliche Schneemassen an den Berghängen geschossen.

Bronzenes Zaumzeug für Pferde und Teile eines Kampfwagens aus dem 15. Jahrhundert vor der Zeitrechnung entdeckten aserbaidshanische Archäologen in einem prunkvollen Grab. Ihre Expedition hatte Hügelgräber am Ufer der Kura untersucht, bevor diese von Erdmassen aus der Baugrube des dort entstehenden Wasserkraftwerkes zugeschüttet werden.

Redaktion: Andreas Böttcher; Fotos: U. Burchert, TASS, CAF, M. Pietzker, ADN-ZB/MTI, ADN-ZB, U. Völkner

Eine Million Menschen sind unmittelbar vom Aussterben bedroht. Sie gehören 26 Völkerschaften an, einige zählen nicht einmal tausend Angehörige. Zusammen mit 30 Millionen zugereisten Sowjetbürgern leben sie auf dem weitgestreckten Territorium der Russischen Föderation. Die angestammte Heimat der Eingeborenen macht 64 Prozent dieses Territoriums aus. Einst ihr Reich, ist es heute ihr Armenhaus.

Wladimir Sangi in seiner Moskauer Wohnung.



Rentiere – ohne die menschliches Leben im hohen Norden nicht möglich ist.

Kleines Volk - was nun?

Seit drei Jahrzehnten macht ein Mann auf die Probleme der Völkerschaften Nordasiens aufmerksam: der Niwche Wladimir Michailowitsch Sangi[1]. Vieles von dem, was er in dieser langen Zeit sagte oder an den Ministerrat der UdSSR und der RSFSR sowie an die zuständigen örtlichen Organe schrieb, blieb ungelesen, unbeantwortet, ohne Ergebnis. Wladimir Sangi ist der erste Schriftsteller der Niwchen, Schöpfer der niwchischen Schriftsprache, war viele Jahre lang selbst als machtloser Verantwortlicher für die 26 Nordvölker im Staatsapparat tätig. Obwohl er ein Jahrzehnt lang nicht gedruckt wurde, als Nationalist abqualifiziert worden war, zweimal aus der Partei ausgeschlossen werden sollte, gab er zu keiner Zeit auf, „obschon so viele, auch nördliche Schriftsteller, von der Gegenüberstellung finsterer Vergangenheit und lichter Gegenwart wie verzaubert waren". Kürzlich wurde er zum Präsidenten des „Gesellschaftlichen Fonds der kleinen Völker des Nordens, Sibiriens und des Fernen Ostens" gewählt. In dieser Eigenschaft empfing er uns zu einem Gespräch in seiner Moskauer Wohnung.

[1]) FREIE WELT berichtete ausführlich über Leben und Werk Wladimir Sangis innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR", Heft 9/1988, in dem Beitrag „Insel im Pila Kerkk"

Wladimir Michailowitsch, was bewegt Sie und Ihre Mitstreiter?
Die kleinen Völker befinden sich heute durchweg in einer schwierigen Lage, geradezu katastrophal ist sie bei den Nordvölkern. Ich behaupte: Wenn nicht sofort etwas getan wird, so werden sie vor den Augen der heute lebenden Generationen aussterben.

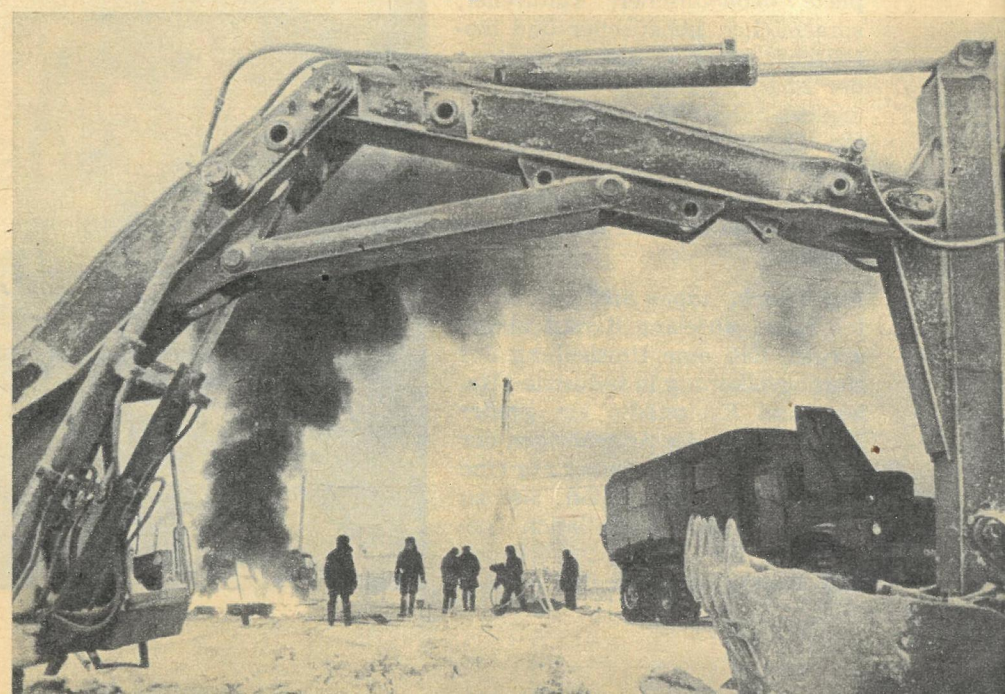
Wenn Sie von den Nordvölkern sprechen, meinen Sie eigentlich die Völker Nordasiens?
Es hat sich eingebürgert, von den 26 Völkern des Nordens zu sprechen, wenn man die angestammten Völker des hohen Nordens, Sibiriens und des Fernen Ostens[2] meint.

Welche konkreten Beispiele gibt es für Ihre Behauptung, daß die Nordvölker in kürzester Zeit vom Aussterben bedroht sind?
In den letzten zwei bis drei Jahrzehnten waren die Wohnregionen der Nordvölker einer industriellen Erschließung von großen Dimensionen ausgesetzt, ohne die außerordentliche Verletzlichkeit der nördlichen Natur zu berücksichtigen. Nach offiziellen Angaben wurden in diesem Zeitraum zum Beispiel zwanzig Millionen Hektar Rentierweiden vernichtet.

Wie viele Tiere hätten sich von die-

[2]) Aleuten, Altaier, Burjaten, Chakassen, Chanten, Enzen, Eskimos, Ewenken, Ewenen, Jakuten, Keten, Korjaken, Mansen, Nanaier, Negidalen, Nenzen, Nganassanen, Niwchen, Oroken, Orotschen, Schoren, Selkupen, Tschuktschen, Tuwiner, Udehen, Ultschen.

Straßenbau auf Tundraboden: Freitod ungezählter Chanten und Mansen!



Kleines Volk — was nun?

sem Rentiermoos ernähren können?
Etwa hunderttausend. Diese Stückzahl fehlt heute, um den Völkern, die Rentierzucht betreiben, eine ihnen gemäße Existenz zu geben. Allein auf der Insel Sachalin ist die Anzahl der Rentiere in den letzten zehn Jahren von fünfzehntausend auf dreitausend gesunken; viele niwchische und orokische Rentierzüchter sind ohne Arbeit. Aber im Zuge der durchgreifenden Industrialisierung dieser Region sind nicht nur Rentierweiden vernichtet worden, sondern auch die meisten Laichplätze in den Flüssen, viele Jagd- und Fischgründe. Die zahllosen Erdölbohrtürme und brennenden Gasfackeln auf ehemaligem Tundramoos haben ungezählte Chanten und Mansen in den Freitod getrieben. Der Zirbelkiefernwald bei den Udehen ist fast abgeholzt. Das Amurbecken ist so zugerichtet, daß Nanaier und Ultschen viele Fischarten, die einmal zu ihren Nationalgerichten gehörten, nicht einmal mehr zu Gesicht bekommen. Den Ewenken droht durch den Bau des Turukaner Wasserkraftwerks die Gefahr der Überflutung. Das sind nur einige wenige Beispiele...

Wollen Sie damit sagen, daß diese ungeregelte und unkontrollierte industrielle Erschließung zur völligen Vernichtung der Existenzbedingungen der Urbevölkerung führen könnte?
Wenn der Staat nicht unverzüglich außerordentliche Maßnahmen beschließt, ist der Untergang der kleinen Nordvölker nicht mehr aufzuhalten.

Welche Maßnahmen müßten das sein?
Ich komme später auf Ihre Frage zurück. Erst noch dies: In den fünfziger bis achtziger Jahren wurden durch die Industrialisierung viele Dörfer und Nomadensiedlungen der Nordvölker, deren Standorte von den angestammten Bewohnern natürlich nach allen erforderlichen Gesichtspunkten ausgewählt waren, vernichtet. Diese angestammten Orte waren einzigartige Komplexe ökonomischer, kultureller, sprachlicher, genetischer und moralischer Struktur, die die Existenz der angestammten Bewohner als eigenständige Völker gewährleisteten. Ohne Herz und Verstand – aber vielleicht mit Absicht – wurde eine Zivilisation harmonischer Koexistenz von Mensch und Umwelt zerstört.

Mit Absicht, sagen Sie?
Ich habe jahrelang darauf hingewiesen, daß eine Umsiedlung der Nordbevölkerung in Industrie-, Hafen- und Kreisstädte ein großer Fehler ist. Da die Angehörigen der kleinen Völker dort immer nur eine Minderheit bilden, sind sie zu größtmöglicher Assimilation gezwungen. Sie verloren so Sprache und Kultur und: ihr Nationalbewußtsein. Auch auf diese Weise kam es – erzwungenermaßen – zum „Sowjetvolk". Viele einstmals stolze Jäger stehen in den Städten heute auf der untersten Stufe der sozialen Leiter – haben weder Arbeit noch Obdach. Waren noch 1959 etwa 70 Prozent der erwerbstätigen Nordvölker in traditionellen Wirtschaftszweigen tätig, so arbeiteten 1979 noch 43 Prozent auf traditionelle Weise, heute sind es weit weniger, genaue Zahlen sind nicht bekannt.

Wo sind die übrigen Menschen geblieben?
Ein ganz geringer Teil ist in die Intelligenz eingegangen, sehr wenige haben in neuen Produktionsbereichen Fuß gefaßt. Die Hauptmasse der herausgerissenen Urbevölkerung verrichtet unqualifizierte physische Arbeit als Hilfs- und Transportarbeiter, als Reinigungskräfte. Manchmal teilen sich zwei bis drei Mann eine Planstelle. Insgesamt ist ein stark sinkender Lebensstandard zu verzeichnen, sind die Folgen ungeordnete Familienverhältnisse, Landstreicherei, weit verbreiteter Alkoholismus, eine hohe Erkrankungsrate. Die Zahl der Kranken bei den einzelnen Nordvölkern ist zwei- bis siebenmal höher als im europäischen Teil der RSFSR. In den letzten etwa zwanzig Jahren hat sich die Lebenserwartung der Nordvölker um fast zwanzig Jahre verringert.

Ich war bei den Tschuktschen, Eskimos, Niwchen, Oroken, Altaiern, Schoren, Burjaten, Tuwinern... Nie hörte ich von unfreiwilligen Umsiedlungen.
Trotzdem sind Angehörige von fast allen Nordvölkern, vor allem in den sechziger Jahren, durch Täuschung und zum Teil unter Gewaltanwendung umgesiedelt worden, womit man sie gleichzeitig aus ihren traditionellen, angeblich unzeitgemäßen Wirtschaftstätigkeiten verdrängte. Der einträgliche Fischfang, denken Sie zum Beispiel an Lachs und Kaviar, und die Jagd auf Zobel und Polarfuchs wurden dann oftmals von rücksichtslosen Zugereisten betrieben, die, um schnell reich zu werden, die Natur in kurzer Zeit verwüsteten.

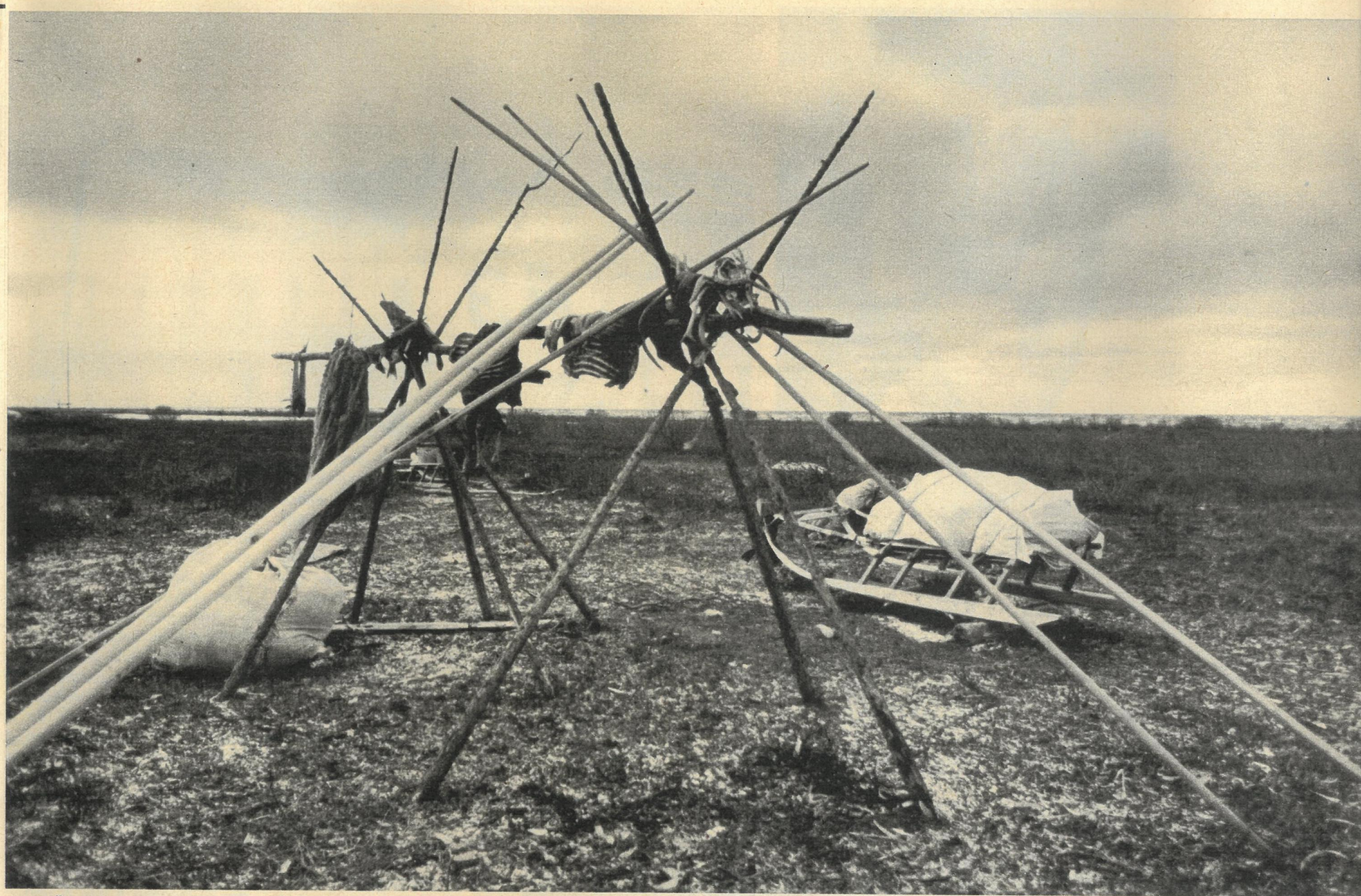
Wie konnten sich denn die Zugereisten so ohne weiteres Fischfang- und Jagdgebiete aneignen?
Selten auf legale Weise. Aber durch Bestechung von Brigadieren oder eines höheren Funktionärs. Auch vor Mord schreckte man nicht zurück. Um eine Planstelle zu bekommen, wurden zum Beispiel auf Sachalin – meiner angestammten Heimat – sogar Menschen umgebracht, meist Jäger, weil man ihre Jagdgründe haben wollte. So „verschwand" Parkisin aus Tschir-Unwd, Juri Tonemn wurde ermordet in einem ausgehöhlten Baum gefunden, Michail Okawa aus Katangli wurde erst zusammengeschlagen, dann an einem Baum aufgehängt, mit seinem eigenen Pullover; Alexej Naltschin wurde erschossen, der Oroke Wladimir Andrejew ging, um Wilddiebe zu stellen, und kam nie mehr nach Hause... Ich könnte ihnen noch viele Fälle nennen und auch korrupte Brigadiere und Funktionäre mit Namen und Hausnummer.

Wladimir Michailowitsch, wie ist es nur möglich, daß wir, trotz unserer vielen Reisen in die Sowjetunion, soviel Unrühmliches vorher weder gehört noch zu Gesicht bekommen haben?
Nun, in jedem Gebiet des Nordens gibt es in der Regel ein „Potjomkinsches Dorf". Auf Sachalin zum Beispiel ist es die Siedlung Nekrassowka. Sicherlich hielten Sie sich dort die längste Zeit auf.

Ja, das stimmt, man hatte uns im Sachaliner Gebietsparteikomitee diesen Ort als eine typische Niwchensiedlung vorgeschlagen, übrigens 1988.
Auch die einheimischen Journalisten und Schriftsteller wurden und werden noch immer meist dorthin geführt. Darüber hinaus waren die wunden Punkte der nationalen Beziehungen über Jahrzehnte tabu, das ist inzwischen weltweit bekannt. Als ich vor etwa drei Jahren davon sprach, daß die Niwchensprache in der Schule unterrichtet werden müsse, nannte man mich wieder mal einen Nationalisten, und als mein Roman „Die Scheinjagd" für den Komsomolpreis vorgeschlagen wurde, wies man den Jugendverband zurecht, daß ihn ein Nationalist nicht erhalten dürfe. Das war 1987. Von heute auf morgen ändern sich die Zeiten leider nicht.

Welche Maßnahmen könnten Ihrer Meinung nach die kleinen Nordvölker vor dem Untergang retten?
Bis 1995 erscheint mir am wichtigsten, daß in den Wohnregionen aller sechsundzwanzig Nordvölker biosphärische Schutzterritorien und kulturelle Naturkomplexe als

Facharbeiter auf dem Weg zur Arbeit in die Industriebetriebe von Jakutsk – ohne Jakuten.



Überweidete Rentierfläche im Autonomen Bezirk der Jamal-Nenzen. Wo das nächste Nomadenlager aufschlagen?

Wohngebiete und als Raum für die traditionelle Wirtschaftstätigkeit bereitgestellt werden. – Dann ist den Nordvölkern das Vorrecht der Naturnutzung einzuräumen. Wenn sich bei Fragen der Nutzung der Fischerei- und Jagdgebiete die Interessen der Urbevölkerung und der Zugewanderten überschneiden, ist den Vertretern der Nordvölker die Priorität zu gewähren – unabhängig von behördlicher oder wirtschaftlicher Unterstellung. – Es ist, nicht nur auf dem Papier, das Recht der Jagd auf Meerestiere für den Eigenbedarf zu sichern. – Das Netz der Kolchosen und Sowchosen, die mit ihrer administrativ-willkürlichen Nutzung von Naturschätzen und Arbeitskräften Quellen sozialer Ungerechtigkeit für die Urbevölkerung geworden sind, muß verändert werden. – Die zerstörten oder verfallenen Dörfer und Nomadensiedlungen müssen auf dem Niveau der heutigen Anforderungen wiedererrichtet werden. – Absolut alle Völker des Nordens müssen im Obersten Sowjet der UdSSR vertreten sein. – Die Regierung der UdSSR muß einen Beschluß über die Zahlung von Entschädigungen für die Nordvölker fassen. – Ferner müssen vor Ort Bildungsmöglichkeiten gewährleistet werden und die Muttersprachen müssen gleichberechtigt gefördert werden.

Gibt es schon Sofortmaßnahmen?

Wir konnten aus unserem Fonds, der auf Initiative des Schriftstellerverbandes der UdSSR und des sowjetischen Architektenverbandes gegründet wurde, den Jakuten einhunderttausend Rubel zur Verfügung stellen, damit sie erste Schritte einleiten können zur Wiederherstellung ihrer Fischzucht und zum Bau einer Fischkonservenfabrik.

Woher kommt das Geld?

Es sind freiwillige Spenden von Institutionen und Privatpersonen. Der Staat stellt sich finanziell im wesentlichen taub. Wir haben ein Konto[3] eingerichtet, auf das auch Ausländer ihre Spenden einzahlen können.

Sie sind niwchischer Nationalität und oft auf Sachalin. Welche Sofortmaßnahmen sind hier, im Fernen Osten, vorgesehen?

Ich komme gerade von dort. Wir haben auf Sachalin soeben die erste „Staatlich-genossenschaftliche Jagd- und Agrarfirma komplexer Naturnutzung" aus Eingeborenen Sachalins gegründet. Die Idee zu einer solchen Einrichtung hatte ich schon 1980, sogar der Ministerrat der UdSSR hatte zugestimmt. Allerdings wurde die Erfüllung der 1980 gefaßten Beschlüsse zur Entwicklung der Regionen, in denen Nordvölker leben, von den örtlichen Organen nicht befolgt. Das bestätigte eine Kommission des ZK der KPdSU 1988. Als Ergebnis verschlechterte sich die Lage aller Völker des Nordens zusehends, die einheimische Bevölkerung war regelrechter Diskriminierung unterworfen; viele Niwchen wurden „Lumpenproletarier". Ungeachtet festgeschriebener Privilegien für die Nordvölker erhielten nur 4 Prozent der Schulabgänger einen Studien- oder Arbeitsplatz.

Fast sechstausend Jahre haben die Niwchen existiert, in der Sowjetgesellschaft lösen sie sich innerhalb der letzten fünfzig Jahre kläglich auf. Wäre nicht die Perestroika, gäbe es auch unseren Fonds nicht, und erst als Gorbatschow persönlich der Gründung einer Agrarfirma auf Sachalin zustimmte, kamen uns die örtlichen Machtorgane entgegen.

Wie arbeitet diese Agrarfirma?

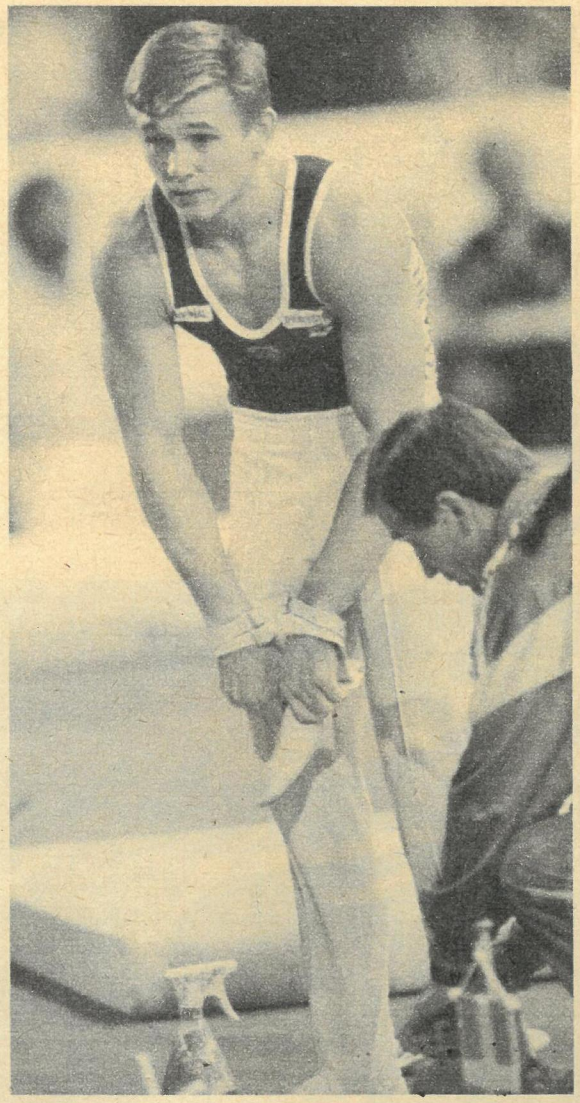
Sie besteht aus arbeitslosen Niwchen, im wesentlichen aus denen, die aus dem nationalen Kolchos „Wostok" mit unlauteren Methoden herausgedrängt worden waren, und aus Jugendlichen, die nach Schulabschluß keine Arbeit gefunden hatten. Die Agrarfirma – der Ein- und Austritt sind freiwillig – arbeitet nach dem Prinzip der durchgängigen wirtschaftlichen Rechnungsführung. Die Bedingungen sind sehr hart: Du bekommst, was du erarbeitest. Alles hängt davon ab, ob und wie du arbeitest und wie du mit der Natur umgehst.

Die Art des Zusammenwirkens von Mensch und Natur reicht bei den Nordvölkern bis in die Tiefen der Jahrtausende zurück. Die Nordvölker schützten die Natur, indem sie sich mit dem zufriedengaben, was sie zum Leben brauchten, nach Überflüssigem strebten sie nie. Heute, da die Welt am Rande einer ökologischen Katastrophe steht und viele dennoch zu räuberischer Konsumtion neigen, sehe ich diesen uralten Grundsatz der Nordvölker, sagen wir, als erzieherischen Stimulus an. Die Europäer sollten beginnen, ihren Blick dieser alten Kultur zuzuwenden.

Das Gespräch führte Gisela Reller

[3]) Die Konto-Nummer ist der Redaktion bekannt.

Fotos: Detlev Steinberg (3), Volkmar Billeb (1), TASS, S. Guboskij (1)



Bald nach der Geburt von Sohn Frans stand sie wieder in der Loipe und errang ihre größten Siege: Jelena Välbe (oben).

Welt-, Europa- und UdSSR-Meister, ein Newcomer dreimal auf dem höchsten Siegerpodest: Igor Korobtschinski (links).

Spartak Moskau wieder einmal UdSSR-Fußballmeister. Dessen Dreh- und Angelpunkt: Kapitän Fjodor Tscherenkow (unten).

UdSSR-Sportler des Jahres 1989 wurde, wenngleich sein jüngster Titelgewinn schon drei Herbste zurückliegt, Schachweltmeister Garri Kasparow. Was hat die sowjetischen Sportjournalisten bewogen, ihn auf den Thron zu setzen? Dafür gibt es mehrere Gründe, von denen jeder für sich allein ausgereicht hätte, den unumstrittenen König am Schachbrett mit Stimmenmehrheit zum Primus inter pares eines Sportjahres „made in USSR" zu machen.

Der „geringfügigste", weil eigentlich normale Anlaß für seine Wahl wäre, daß Kasparow von seiner einsiedlerischen Klasse auch in Jahren ohne Weltmeisterschaft nichts abgibt. Als Äquivalent darf der 1989er Weltcupsieg gelten, „unter anderem" natürlich. Da waren nämlich auch noch die zwei in New York gewonnenen Partien über den angeblich stärksten Schach-Computer der Welt: „Um mit meinen bescheidenen Mitteln an die universale Stärke des menschlichen Hirns zu erinnern, habe ich mich schon immer mit großem Vergnügen dem Computer zum Kampf gestellt."

Am bemerkenswertesten jedoch ist, daß Kasparow den seit 1972 vom US-Amerikaner Bobby Fischer gehaltenen Rating-Rekord verbesserte: von damals 2780 Punkten auf zuerst 2795 (in Tilburg), dann (in Belgrad) gar auf 2800 Punkte, was bei aller filigranen Kunst der weltbesten Schachspieler lange Zeit als scheinbar nie erreichbare Schallmauer galt. Der Spitzenplatz in der Weltrangliste ist in solchem Falle ein automatischer Vorgang.

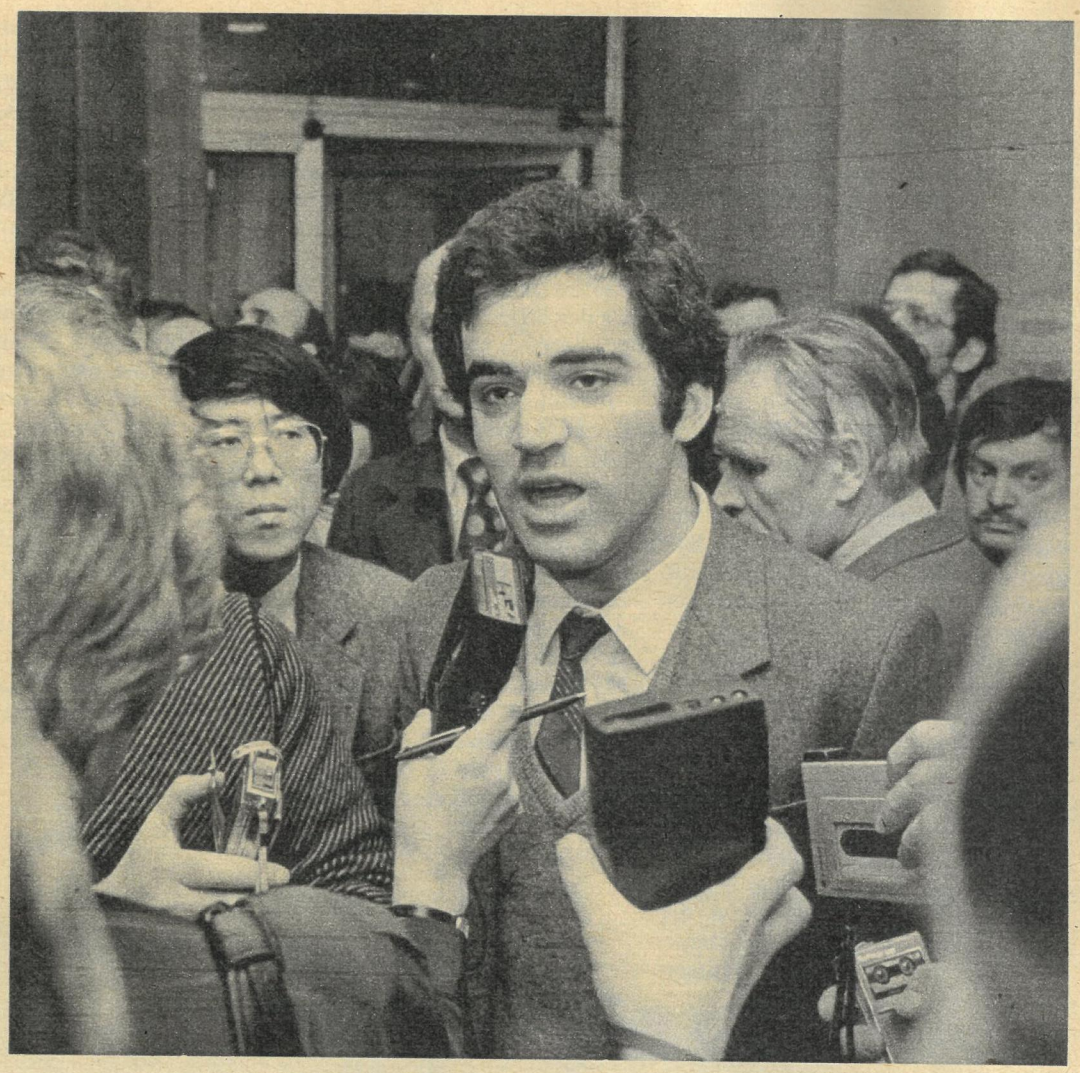
Umfrage-Ehrenplatz für eine Frau. Sie hieß einmal Trubyzina, zweifache Skilanglauf-Weltmeisterin von Lahti '89 wurde sie als Jelena Välbe. Als sie ihren nicht ganz so berühmten estnischen Kollegen Urmas Välbe heiratete, verzog sie von ihrer fernöstlichen Geburtsstadt Magadan am Ochotskischen Meer Tausende von Kilometern westwärts nach Tallinn am Finnischen Meerbusen. Seither ist in protokollarischen Verkündigungen ihrer Siege ihr neuer Name in kunterbunten Schreibweisen um die Welt gegangen: Wialba und Vialbe, in der russischen Transkription auch Vjälbe. Aber die Esten werden's wohl am besten wissen, wie sie sich schreiben, vor allem ist oft der Buchstabe ä das Ä und O: „Ich heiße Välbe."

Nicht nur der beiden Weltmeisterschaftssiege wegen sieht der internationale Skisport in Jelena eine seiner momentan ganz großen Damen. Als sie in Lahti sowohl die 10-km-Konkurrenz im klassischen wie auch den erstmals ausgeschriebenen 30-km-Marathon im freien Stil gewann, sprach man der im nicht selten achtmonatigen und 40 Grad kalten Winter von Magadan wettkampfgestählten Jelena die skiläuferische Universalität eines Thomas Wassberg oder Gunde Svan zu. Sie besitzt nicht nur deren perfekte Technikbeherrschung des Diagonal- und des Schlittschuhschritts, sondern hat auch deren Selbstbewußtsein. Auf die Frage vorm 30-km-Weltmeisterschaftsrennen, wer am Ende dieser Tortur wohl am lautesten lachen werde, antwortete sie: „Ich bin doch hier, wer denn sonst! Und außerdem: Ich kann auch lächeln, wenn ich leide."

Was bei einer Sportlerum-

Das Spitzensextett bei der Wahl des UdSSR-Sportlers des Jahres 1989

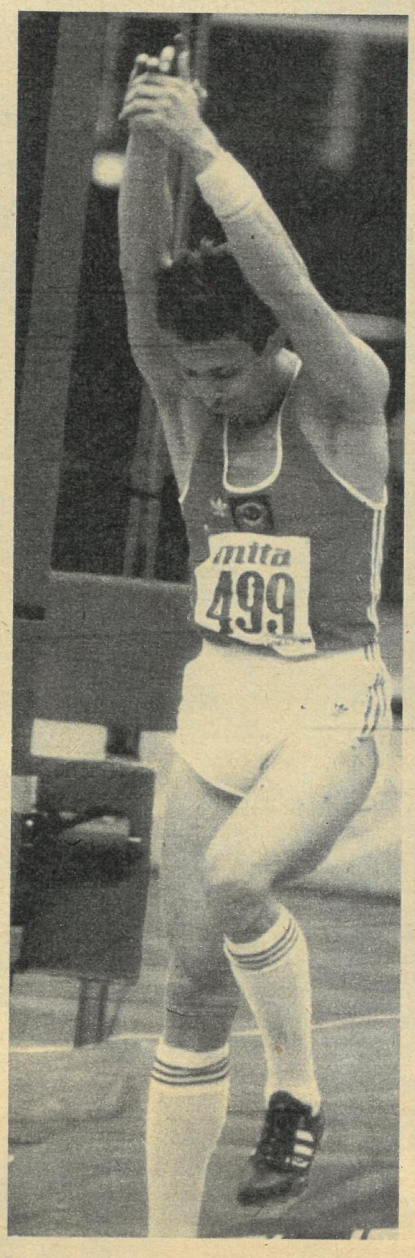
Kasparows Trümpfe

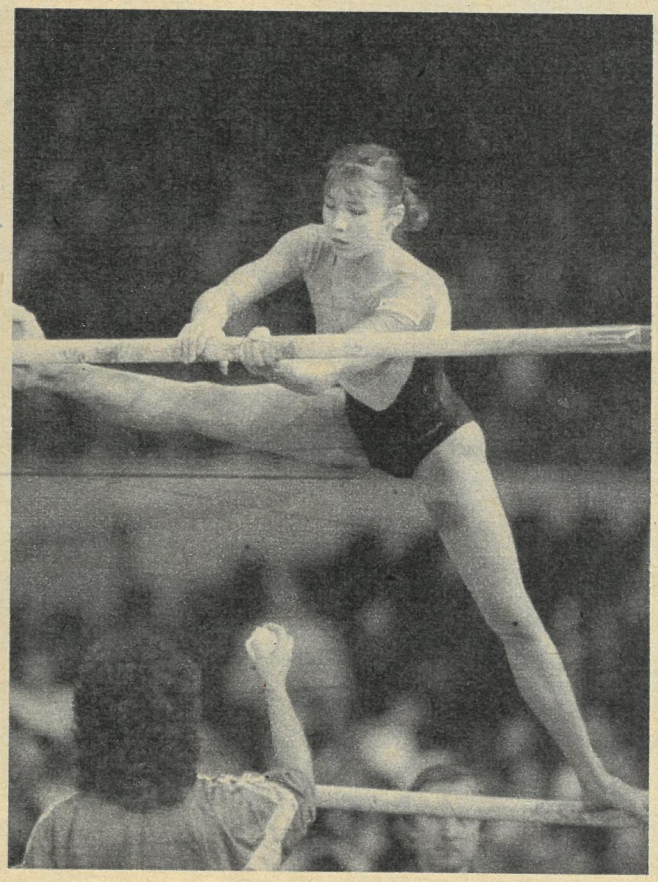


Wo und wann auch immer, zeigt er, wer der Weltmeister ist: Schachkönig Garri Kasparow (oben).

Angehender Arzt, der einmal Flieger werden wollte, dafür jedoch mit dem Stab in die Wolken steigt: Rodion Gataullin (links).

Sie hat genau das, was im Turnen heutigentags wieder gefragt ist – Ausstrahlung: Swetlana Boginskaja (unten).





frage auch in der Sowjetunion nicht alle Jahre vorkommt: Drittplazierter wurde ein Fußballer! Fjodor Tscherenkow ist der allseits beliebte Kapitän des neuen Meisters Spartak Moskau. Als der Titelgewinn auf des Messers Schneide stand, schoß er in Minsk das alle Weichen stellende Tor. Und es ist allemal keine Alltäglichkeit, wenn Fußballer über ihren Kapitän sagen: „Das Spiel unserer Mannschaft trägt Tscherenkows Handschrift, und der Geist, der bei uns herrscht, uns voranbringt und zusammenhält, ist ein Stück von Fjodors Charakter." Womit in punkto Popularität wieder einmal zu beweisen wäre: Ein goldener Schuß allein macht's noch nicht.

Beim Umfrage-Vierten Igor Korobtschinski ist es so ähnlich wie bei Tscherenkow. Er turnt, wie's eben einem Welt- und Europameister zukommt, doch den Gewinn landesweiter Beliebtheit verdankt er nicht zuletzt auch seinem sympathischen Auftreten. Offenheit, Ehrlichkeit vor allem gegenüber sich selbst und Realitätssinn steuern ihn nie in die Versuchung zu meinen, er sei der Größte und deshalb unfehlbar. Gerade im Turnen platzen oft Siegesträume wie Seifenblasen.

Bei der Weltmeisterschaft in Stuttgart nahm Korobtschinski Kurs auf den Mehrkampfsieg, als er nach einem Überschlag mit einem Doppelsalto vorwärts über das Längspferd flog, dann wie eine Eins dastand und Höchstnote 10 dafür erhielt. Im Gerätefinale zeigte er zuerst den gleichen Sprung – „nur" 9,90 Punkte. Als es aber im zweiten Anlauf um die Wurst ging, landete er nach einem Handstand-Überschlag den anschließenden Salto mit anderthalbfacher Längsdrehung – den „Kroll" – auf seinem Hosenboden. Alles aus. „So ist das: Wer nach einer Übung auf dem Allerwertesten sitzt, kann kein Weltmeister werden..."

Korobtschinskis Erfolgskollegin Swetlana Boginskaja wurde gleich hinter ihm Umfrage-Fünfte. Es ist jene Turnerin mit den verführerischen Augen, „in die Sie mal hineinschauen müssen, wenn Swetlana jemandem etwas schenkt", wie Trainerin Ljudmila Popkowitsch sagt. Auf dem Weg zum obersten Siegerpodest von Stuttgart hatte Sweta einen Berg von Zweifeln abzutragen. „Niemand außer Schuschunowa kann die Rumänin Daniela Silivas schlagen!" hatte sie sich von mehreren Seiten anhören müssen. Und als eines Tages die Prinzessin „Schuschu" plötzlich gar nicht mehr turnte, wollte auch Sweta ihre Siebensachen packen und gehen: „Das, was alle von mir erwarten, schaffe ich sowieso nicht." Und wie sie es schaffte! Sie wurde Mehrkampf-Weltmeisterin! Als sie einem verzauberten Publikum ihre mit einer „10" honorierte Bodenkür zum Geschenk machte, brauchte man nur in diese Augen zu schauen...

Schließlich, auf Rang 6, Rodion Gataullin. Nach Sergej Bubka zweiter Stabhochspringer der Welt, der die Höhe von sechs Metern überflog: In der Halle 6,02, im Freien 6,00 m. „Weil ich Bubka nie schlug, machte sich bei mir ein bißchen Furcht vor ihm breit. Jetzt fürchte ich niemanden mehr!"

Sascha Kamenow

Fotos: Klaus Schlage (2), Volkmar Billeb, Andrej Golowanow, ADN-ZB/Thieme, TASS/Sufarow.

Galina Schatalowa, 73 Jahre alt:

Askese in der Wüste

Die Bezeichnung der wissenschaftlich wie sportlich motivierten Expedition offenbart sich wie eine Buchaufschrift: „Der Mensch und die Wüste". Was die Wüste betrifft, so handelt es sich um die Karakum, auf deren Fläche zwischen Amudarja und Kopetdag die DDR fast dreimal Platz fände. Was die abenteuer- und wissenshungrigen Leute angeht, die da „durch" wollen, so dreht es sich zuallererst um eine Frau, in deren 73 Lebensjahren sich eine Vielfalt von Erfahrungen aller Art angesammelt hat. Auf ihren Kreuzzügen durch die Wüste erfreut sie sich, was aus familiärer Sicht einer Erwähnung ebenfalls wert ist, der Begleitung auch ihres Sohnes, mit fünfzig ebenfalls nicht mehr der jüngste.

Die Schatalowa-Karawane war – natürlich zu Fuß und, ortsüblich, bei 50 Grad Hitze am Tag – schon im Juli in der Wüste unterwegs. Das geschah in zwei Gruppen. Die eine nannte sich Kontrollgruppe, die andere experimentelle Gruppe. Zur ersten gehörten sechs vor allem sportlich hervorragend intakte Männer, von denen drei von der Route abkamen, so daß die Unternehmung nur ein halbes Happy-End hatte. Die Versuchsgruppe (mit Galina Schatalowa) bestand ebenfalls aus sechs Leuten. Die haben's geschafft.

Die Ursache für den Mißerfolg der einen, den Erfolg der anderen soll wesentlich auch darin begründet gewesen sein, daß zwei Ernährungssysteme miteinander konkurrierten und sich das Schatalowsche als das offenbar bessere erwies. Die gravierenden Unterschiede faßte Galina Schatalowa in zwei Erfahrungswerten zusammen: „Bei der Kontrollgruppe wurden etwas erhöhter Blutdruck, erhöhter Ruhepuls, niedergedrückte Stimmung und Unwohlsein festgestellt. In der Versuchsgruppe hingegen blieben bei allen Blutdruck und Puls im Rahmen der Norm für einen gesunden Menschen. Außerdem fühlten sich alle wohl, waren in hohem Maße einsatzfähig und optimistisch. Mit ihnen zu arbeiten war unproblematisch."

Als wichtigste Bestandteile ihres Systems, durch eine Wüste zu „spazieren", bezeichnet Galina Schatalowa „die Wahl der richtigen Energiezuführung für die Lebensfunktionen des Organismus und das Wissen um die erstaunlichen Möglichkeiten des Menschen, der in Einklang und Harmonie mit seinem Körper und mit der Natur lebt".

Die vermutlich unternehmungslustigste „Siebzigerin" der Sowjetunion ist der Ansicht, daß die sechs Mann der Kontrollgruppe in der Wüste nach einem veralteten und von ihr im Grunde schon längst widerlegten Rezept gelebt haben:

„Jeder nahm täglich 4000 bis 4100 Kalorien zu sich. Die Nahrung war reich an konzentrierten Eiweißen, Fetten und Kohlehydraten. Es wurden Fleisch- und Fischkonserven, sublimierte Butter, Brühwürfel, Puddingkonzentrate, Reis, Zucker, Kakao, Gebäck und anderes mehr mit in die Wüste genommen. Es gab vier Essenszeiten am Tag, und jeder einzelne trank – wie es bei extremer Hitze allgemein üblich ist – binnen 24 Stunden zehn Liter Wasser, also einen randvoll gefüllten Eimer. Jeder einzelne!"

Der Versuchsgruppe verordnete Galina Schatalowa eine andere Ernährungsstrategie. Diese besagte, genauso zu essen und zu trinken wie in der Zeit vor der Expedition. „Es ging uns, und das war über Jahre hinweg erprobt, um kalorien- und eiweißarme Nahrungsmittel. Keiner nahm mehr als 1000 Kalorien pro Tag zu sich. Dafür war unsere Kost gesund und hochwertig. Zum Frühstück gab es grünen Tee mit Rosinen, Honig und Nüssen, mittags eine Reisbrühe mit duftenden Kräutern. Den ganzen Tag trank ich als Frau nicht mehr als

zwei, die Männer höchstens zweieinhalb Liter Wasser."

Gleichwohl geht es Galina Schatalowa bei ihrem System nicht nur um Rosinen und Honig und Wasser. Wichtig seien auch Atmung, Bewegung, Wärmeregulierung und eine Art Psychologie für die Wüste. Bevor die Juli-Expedition aufbrach, weilte sie für ein paar Wochen am Asowschen Meer. – „Bei unserem Typ von Trainingscamp halfen wir den Kolchosbauern, wir sind oft und lange im Meer geschwommen, haben ausgedehnte Läufe gemacht, uns mit autogenem Training befaßt und uns Elemente des Uschu, einer fernöstlichen Atmungsmethode, angeeignet. Das alles war genauso wichtig und nutzbringend wie das Essen."

In Kürze wollen Schatalowa und Co. erneut in die Karakum. „Vorgenommen haben wir uns 300 Kilometer in zehn Tagen. Die Route geht von Süden nach Norden direkt durch die Wüste. Wir werden dort aufbrechen, wo wir im Juli unseren mehr oder weniger geplanten Zielpunkt hatten: im turkmenischen Aul Mamed-Jar. Was das Essen und Trinken betrifft, so werden wir erneut anders verfahren. Innerhalb von 24 Stunden wird jeder einzelne etwa 30 Gramm Reis, 20 Gramm Honig, höchstens 75 Gramm Rosinen und 30 Gramm Nüsse zu sich nehmen. Zudem nicht mehr als zweieinhalb Liter Wasser oder aufgebrühten Tee, den wir aus dem in der Wüste in Hülle und Fülle vorkommenden Kameldorn gewinnen. Alle Expeditionsteilnehmer sind darauf eingestellt, nur einmal am Tag etwas zu sich zu nehmen und dabei unterhalb der 1000-Kalorien-Grenze zu bleiben. Ergo werden unsere Rucksäcke nicht durch Konserven und Wurst und Käse beschwert."

Worin liegt der Sinn solchen spartanischen, asketischen Lebens in der Wüste? Galina Schatalowa sagt, sie wolle weder etwas beweisen noch etwas widerlegen, gleichwohl darauf aufmerksam machen, daß es in ihrer Juli-Expedition keine Kranken gab, sondern nur ehemals Kranke, die dank einer vernünftigen Lebensweise ihre Krankheiten losgeworden seien. Auf die Frage, ob strapaziöse Wüstenmärsche für die vielen Leute, die außerhalb der Karakum ein normales Leben ohne extreme Bedingungen führen, überhaupt von Interesse und Nutzen seien, antwortete die 73jährige: „Wenn auch auf andere Weise, so ist schon das sogenannte normale Leben extrem geworden. Die Menschen laufen kaum noch, sondern fahren. Statt das Singen der Vögel oder das Rauschen der Bäume hören sie Tag und Nacht den das Nervensystem ermüdenden Lärm des nicht abreißenden Verkehrs. Von den Auspuffgasen redet schon kaum noch jemand. Hinzu kommen Nikotin, Alkohol, Hektik, die Jagd nach dem Geld und dem Vergnügen, versüßte und gefärbte und gesalzene und zu fette Nahrung, Bewegungsarmut, fehlende Abhärtung und Widerstandskraft, geschwächtes Nervensystem und eine schwache Psyche. Wer ständig den Gesetzen der Natur zuwiderhandelt, betreibt Raubbau mit seinem Körper und seiner Gesundheit..."

Galina Schatalowa ist, was ihr Alter, ihre Psyche, Weisheit und Selbstdisziplin betrifft, allemal ein Beweis dafür, daß der Mensch eine Menge davon hat, wenn er (nochmals wiederholt) „in Einklang und Harmonie mit seinem Körper und der Natur lebt".

Natalja Wischnjowa-Sarafanowa, Hans Richard Vollbrecht

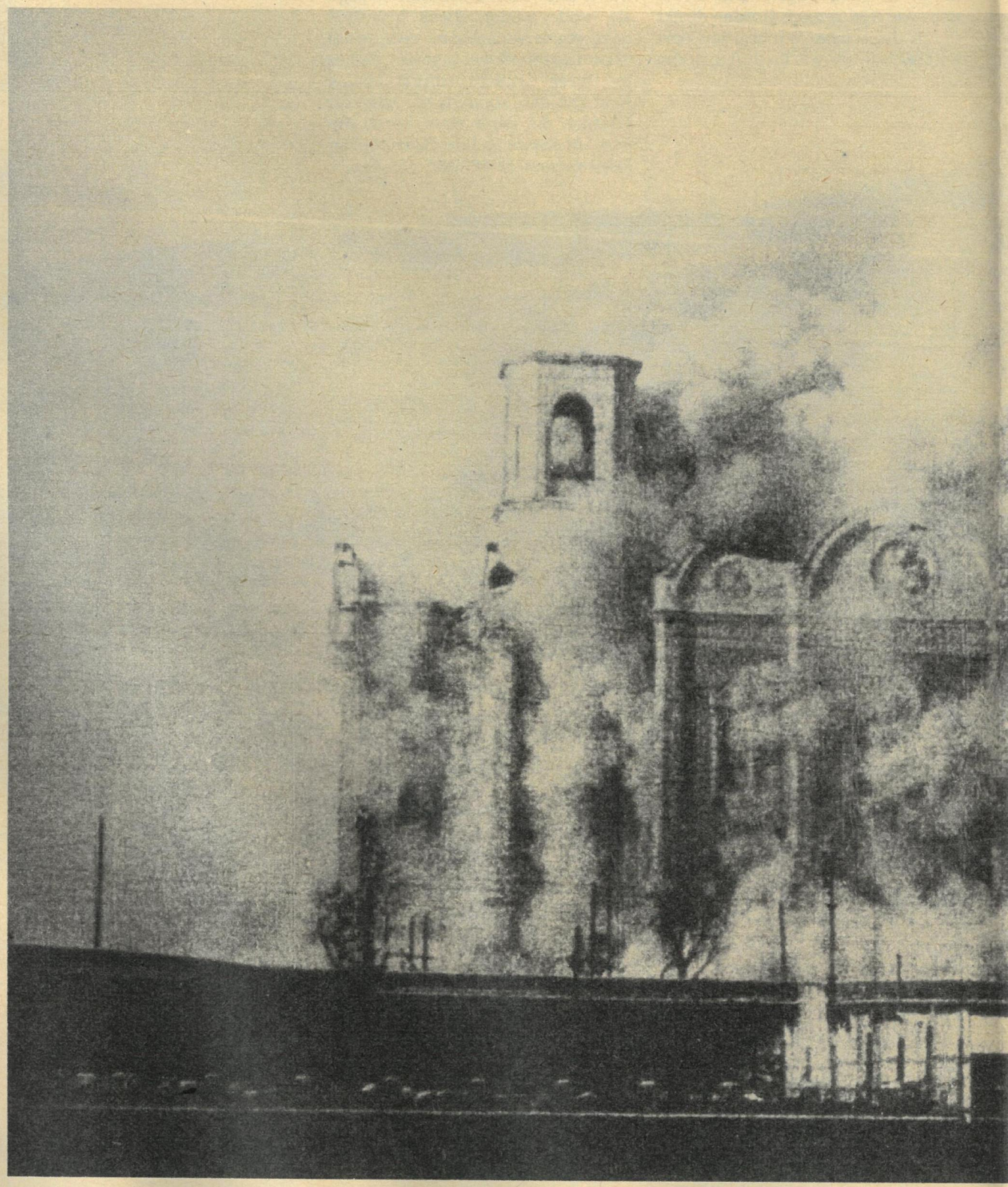
Fotos: A. Schatalow, FW/Archiv.

Stalin - Legende und Wirklichkeit

von Dmitri Wolkogonow

Ungeheuerliches Verbrechen an der Kultur und der Kirche: Am 5. Dezember 1931 wurde in Moskau die Christi-Erlöser-Kathedrale gesprengt.

Teil 4
Die Blutorgie

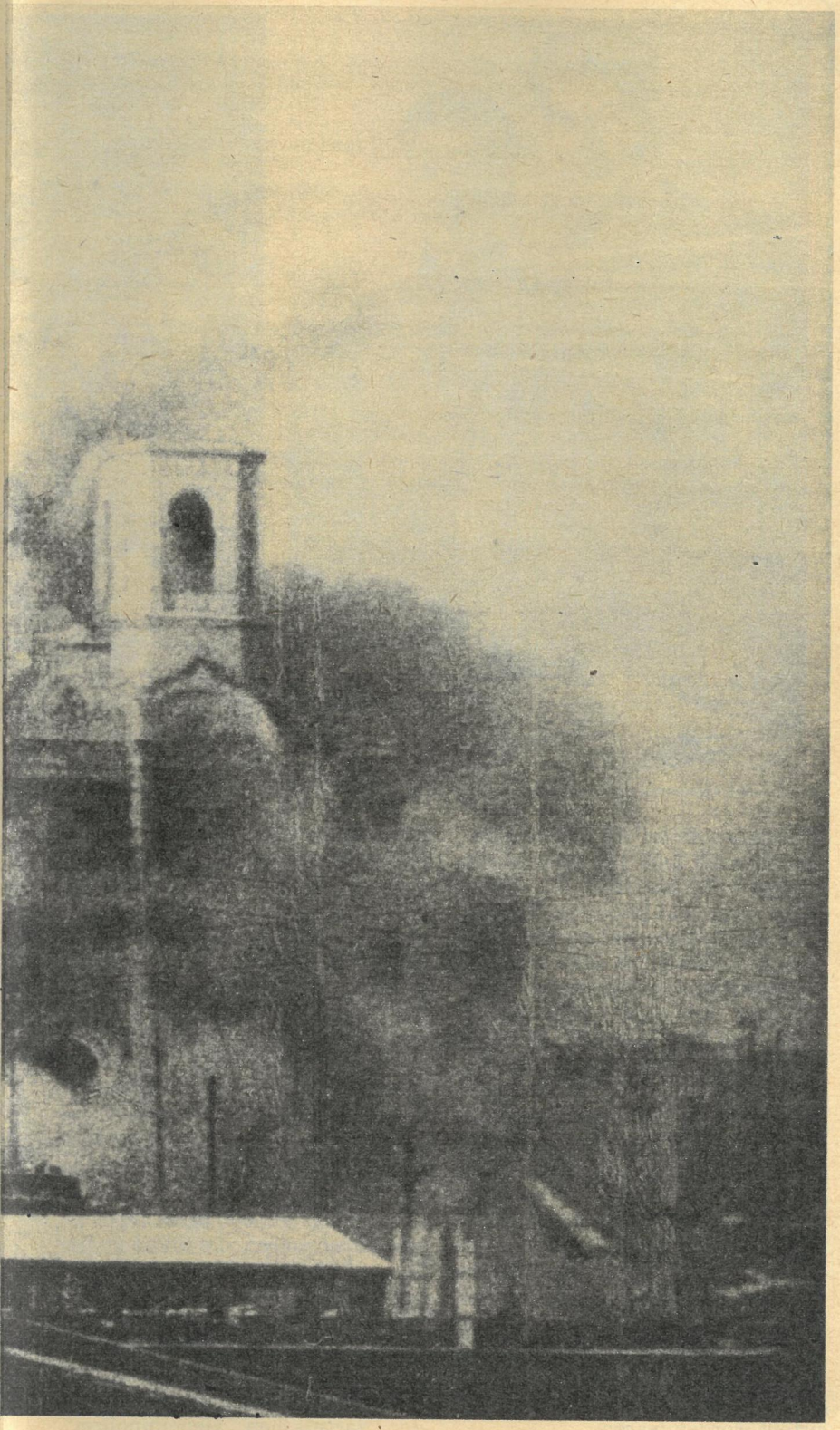


Das Jahr 1937 war das Epizentrum der Tragödie nicht nur durch das Ausmaß der Repressalien (von 1929 bis 1933 haben beim Massenterror auf dem Lande die Menschen sicher mehr gelitten), sondern vor allem durch einen noch nie dagewesenen politischen Zynismus, den unser großes Volk nicht rechtzeitig erkennen konnte.

Niemand trat zwar gegen die Alleinherrschaft Stalins auf, doch dieser spürte, daß viele, besonders von der Leninschen alten Garde, seinen, den Stalinschen Sozialismus, im Herzen nicht billigten. Das reichte für den äußerst argwöhnischen und grausamen Diktator aus, allmählich zu einer schrecklichen Lösung zu greifen.

Mit Hilfe des ideologischen Apparats schürte Stalin nach und nach eine Atmosphäre des Mißtrauens im Lande und stimmte es auf die bevorstehende blutige Säuberung ein. Doch wie konnte das geschehen? Warum gelang es Stalin und seiner Umgebung, die Partei und das Volk davon zu überzeugen, daß sie inmitten von Feinden leben? Wie wurde diese schon krankhafte Furcht vor Spionen und Saboteuren inszeniert? Das Februar-März-Plenum 1937 des ZK der Partei gab darauf wichtige Antworten.

Ein halbes Jahr zuvor, am 15. August 1936, waren Sinowjew und Kamenew (sie gehörten früher zum Kern des Politbüros und wurden 1927 aus der Partei ausgeschlossen



– d. Red.) auf persönliche Anordnung Stalins dem Gericht übergeben worden. Das Gericht hatte noch nicht zu tagen begonnen, die Anklage war noch nicht erhoben, da forderten Zeitungen und Rundfunk bereits einhellig: „Tod den Scheusalen" – „Keine Gnade für die Feinde" – „Die Volksfeinde – auf den Scheiterhaufen der Geschichte". Stalins Rache schloß Kompromisse aus. Seine ehemaligen Mitstreiter aus dem Politbüro wurden zum Tode verurteilt und erschossen.

Die Referate von Molotow, Kaganowitsch und Jeshow[1] auf dem Februar-März-Plenum 1937 waren im wesentlichen nur einer Frage gewidmet – den „Lehren aus den verbrecherischen Handlungen gegen den Staat, den Diversionsakten und der Spionage der japanisch-deutschen trotzkistischen[2] Agenten". Den Referaten fehlte jegliche reale Analyse der Lage, so daß der Gegenstand der Diskussion zum Trugbild wurde.

Molotow warf in seinem Referat mit Zahlen und Namen von „Volksfeinden" nur so um sich. Er machte eine unheilvolle Statistik auf – Zahlen der Verurteilten in den Apparaten einer Reihe von Volkskommissariaten (Ministerien – d. Red.) zum 1. März 1937: Volkskommissariat für Schwerindustrie: 585 Personen. Volkskommissariat für Volksbildung: 228 Personen. Volkskommissariat für Leichtindustrie: 141 Personen. Volkskommisssariat für Verkehrswesen: 137 Personen. Volkskommissariat für Landwirtschaft: 102 Personen... In dieser Art war auch die Rede von Kaganowitsch gehalten, der die Lehren aus den verbrecherischen Handlungen im Eisenbahnwesen „beleuchtete". Jeshow heizte in seinem Referat die Lage noch mehr an. Daraus folgte, daß praktisch überall „Feinde" eingedrungen waren. Er ließ den düsteren Eindruck entstehen, als ob zahlreiche gegnerische Organisationen im Lande entstanden seien.

---

1) Molotow wurde in der Zeit von 1939–1949 und von 1953–1956 Außenminister, Kaganowitsch gehörte seit 1930 zum Politbüro. Jeshow war Volkskommissar für Innere Angelegenheiten.

2) 1925 entstand unter Führung Sinowjews und Kamenews eine „neue Opposition", zu der auch Trotzki gehörte.

In einem Sonderbeschluß des Plenums zum Referat Jeshows wurde hervorgehoben, daß sich das Volkskommissariat für Innere Angelegenheiten mindestens vier Jahre im Kampf gegen die Volksfeinde verspätet habe. Nach Stalins Idee hätte die blutige Säuberung anscheinend am Vorabend des XVII. Parteitages (Januar/Februar 1934) durchgeführt werden müssen. Das NKWD (Staatssicherheit – d. Red.) wurde beauftragt, „die Entlarvung und Zerschlagung trotzkistischer und anderer Agenten zu Ende zu führen und auch die geringsten Anzeichen einer antisowjetischen Tätigkeit zu unterbinden". Doch dies alles war nur das Vorspiel.

Ein klares Programm wurde gebraucht. Der „Führer" formulierte es selbst. Eine theoretische Begründung des Terrors gegen die „Feinde" war vonnöten.

Aus den zahlreichen Streichungen, Randbemerkungen und Einfügungen von Stalins Hand ist ersichtlich, wie sorgfältig er sich auf das Plenum 1937 vorbereitet hatte. Anfangs charakterisierte Stalin das Phänomen des „politischen Leichtsinns", dann ging er zu den Folgen der kapitalistischen Einkreisung des Landes über. Hier bemerkte er zwar richtig, daß die Gefahr von seiten des Imperialismus real war und im Prozeß des sozialistischen Aufbaus stets in Betracht gezogen werden mußte. Doch den Imperialismus nannte er in einem Atemzug mit einer trotzkistischen Gefahr, was völlig ungerechtfertigt war. Die Trotzkisten selbst charakterisierte er als „maßlose und prinzipienlose Bande von Schädlingen, Diversanten, Spionen und Mördern, die im Auftrag von Spionageorganen ausländischer Staaten handele". Stalin erklärte die Trotzkisten faktisch zur Hauptgefahr für den Sozialismus. Er gab eine ausführliche Charakteristik des modernen Trotzkismus und gelangte zu dem „theoretischen" Schluß: „Je mehr wir vorankommen, je größere Erfolge wir haben, desto erboster werden die Reste der zerschlagenen Ausbeuterklassen sein, desto schneller werden sie zu scharfen Formen des Kampfes übergehen, desto mehr werden sie den sowjetischen Staat schädigen, desto mehr werden sie zu verzweifelten Mitteln des Kampfes als letztes Mittel der Verdammten greifen." Diese Konzeption war widersprüchlich und unwissenschaftlich. Aber Stalin war ein Pragmatiker. Einerseits hatte er schon 1934 festgestellt, daß die Ausbeuterklassen in der UdSSR beseitigt seien, jetzt aber, gut drei Jahre später, begann sich der „Klassenkampf wieder zu verschärfen".

Auf dem Februar-März-Plenum 1937, das den Kurs zur Verschärfung des Kampfes gegen „trotzkistische Spione und Terroristen" billigte, wurde eine Resolution „zur Sache Bucharins und Rykows"[3] verabschiedet, die vor dem Plenum noch Kandidaten des ZK gewesen waren.

Auf die Forderung, eine Beteiligung an staatsfeindlicher Tätigkeit zuzugeben, antwortete Bucharin: „Ich bin nicht Sinowjew oder Kamenew und werde mich doch nicht selbst beschuldigen." – „Sie wollen nichts zugeben", antwortete Molotow erbost, „und damit beweisen Sie auch, daß Sie ein faschistischer Söldling sind. Sie schreiben in Ihrer Presse, daß unsere Prozesse provokativen Charakter tragen. Wir werden Sie verhaften, dann werden Sie schon alles zugeben!"

„Im NKWD gibt es Menschen, die unter dem Schutz der Partei eine noch nie dagewesene Willkür an den Tag legen", entgegnete Bucharin.

„Nun gut, dann werden wir dich dorthin schicken", mischte sich Stalin ein. „Du wirst schon sehen..."

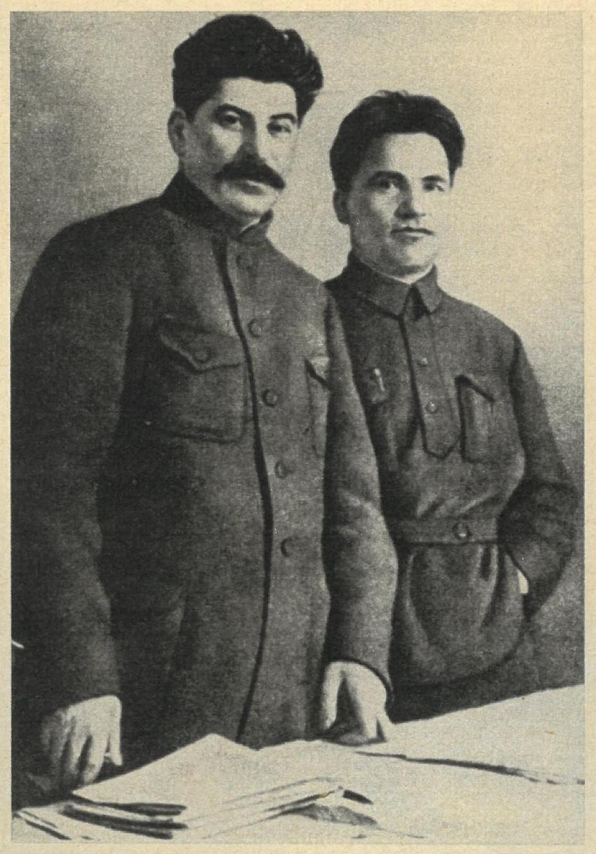
Daß die Anschuldigungen falsch waren, wußten wohl nur Stalin, Jeshow und seine nähere Umgebung. Bucharin und Rykow, deren ganzes Leben klar auf der Hand lag, konnten keine Feinde sein. Stalin spürte wohl die Unsicherheit der Kommissionsmitglieder, die sich inzwischen mit einer schriftlichen Erklärung Bucharins vertraut gemacht hatten. Stalin beeilte sich daher, die Diskussion mit einer vorher abgesprochenen Entscheidung zu beenden. Sein Vorschlag wurde einmütig gefaßt: 1. Bucharin und Rykow sind als Kandidaten des ZK abzuberufen und aus der Partei auszuschließen. Dem Gericht werden sie nicht übergeben. Die Sache Bucharin und Rykow wird an das NKWD weitergeleitet. 2. Die Kommission, bestehend aus den Genossen Stalin, Molotow, Woroschilow, Kaganowitsch, Mikojan und Jeshow, wird beauftragt, auf der Grundlage der getroffenen Entscheidung den Entwurf für eine erklärende Resolution auszuarbeiten.

Stalin hatte begriffen, daß noch ein Prozeß vorbereitet werden müsse. Dessen Ausgang war für den „Führer" klar.

Bucharin und Rykow wurden sofort nach Beendigung der Sitzung, kaum daß sie den Saal verließen, verhaftet.

Die Beschlüsse des ZK-Plenums wurden zu einem bedeutenden Antrieb für die kommenden Kampagnen. Schon im März 1937 fanden in den Republiken und Gebieten Tagungen der Parteikomitees statt. Dort wurden nicht nur die Richtlinien des „Führers" dargelegt, sondern auch erste Ergebnisse in Erfüllung dieser Richtlinien mitgeteilt. Shdanow (Sekretär des ZK und Mitglied des Leningrader Gebiets- und Stadtkomitees der Partei – d. Red.) berichtete zum Beispiel in seinem Referat vom 15. März 1937 in Leningrad über die dortige Arbeit zur Entlarvung der Feinde. Bei der Kirow- und Oktjabr-Eisenbahn wurden acht Diversantengruppen entdeckt, zehn Gruppen arbeiteten in den Betrieben der Stadt sowie im NKWD, in der Luftverteidigung und im Parteiapparat... Das Institut der Roten Professur (ein parteigeschichtliches Institut – d. Red.) absolvierten von 1933 bis 1936 183 Personen, wovon 32 bereits verhaftet waren. Von den 130 in Leningrad verbliebenen sind 53 als Feinde des Volkes entlarvt worden, so wurde verkündet. Stürme der Entrüstung gingen durch das ganze Land.

Wenn über persönliche Verantwortung zu reden ist, muß festgestellt werden, daß Stalin die Hauptschuld für all diese ungeheuerlichen Verbrechen trug. Der „Führer" persönlich gab Jeshow die Anweisungen zu Richtung und Größenordnung der Repressalien; nicht selten wies er auf bestimmte Personen hin, die nach seiner Meinung zu „überprüfen" waren. Damit im Schriftverkehr und bei Telefongesprächen das Wort „Todesstrafe" und „Höchststrafe" vermieden wurde, schlug Stalin vor, statt dessen den Begriff „Bestrafung erster Kategorie" zu verwenden. Aus den Unterlagen ist ersichtlich, daß die Repressalien gegen viele bekannte Persönlichkeiten auf persönliche Anweisung Stalins zurückgingen. Als die Verfolgungen große



Mir stehen keine offiziellen Angaben über die Zahl der Opfer in den Jahren 1937 bis 1938 zur Verfügung. Doch was bisher an Material vorliegt (Delegiertenlisten von Parteitagen, Statistiken über die Partei, Berichte von den Orten, Angaben aus Archiven der Rechtsorgane, Vorlagen an Stalin, Molotow, Berija usw.), läßt eine vorsichtige Schätzung der Zahl jener Personen zu, die Repressalien ausgesetzt gewesen sind. Aus diesem sicherlich nicht vollständigem Material ergibt sich, daß in jenen zwei tragischen Jahren, 1937 und 1938, zwischen 4,5 und 5,5 Millionen Menschen verfolgt worden sind. 800 000 bis 900 000 Todesurteile wurden gefällt. Außerdem kamen, wie man weiß, sehr viele Menschen später in den Lagern und Gefängnissen um, auch wenn sie nicht zum Tode verurteilt worden waren.

Dimensionen angenommen hatten, billigte Stalin lange Listen von Todesurteilen, und 1938 gewährte er dann, dieser Beschäftigung überdrüssig, das Entscheidungsrecht den Gerichten und Tribunalen, worüber ihm nicht berichtet werden mußte. Chruschtschow sagte auf dem XX. Parteitag, 1937/38 habe Jeshow an Stalin 383 Listen mit den Namen von insgesamt vielen tausend Partei-, Sowjet-, Komsomol-, Militär- und Wirtschaftsfunktionären übergeben. Sie alle wurden von Stalin bestätigt. Ich nehme nicht an, daß diese die einzigen Listen waren, die Stalin vorgelegt wurden. Es dürfte noch andere gegeben haben.

Über welch arme Phantasie verfügte doch der Großinquisitor: Mehr als die Hälfte der ZK-Mitglieder waren „Spione" und „Agenten der zaristischen Geheimpolizei".

3) Bucharin: 1929 auf dem Hintergrund wirtschaftspolitischer Auseinandersetzungen aus dem Politbüro ausgeschlossen. Akademiemitglied und Redakteur der Zeitung „Iswestija". 1938 erschossen. Rykow, ehemals Vorsitzender des Rats der Volkskommissare, 1938 erschossen.

Zwanzig Jahre nach dem Zusammenbruch des Hauses Romanow lebte dessen Polizei auf wundersame Weise fort. Es grenzte an Wahnsinn.

Ende 1938 gab es praktisch niemanden mehr, um die schrecklichen Lücken auszufüllen. Von den 139 auf dem XVII. Parteitag gewählten Mitgliedern und Kandidaten des ZK der Partei waren 98 – das sind 70 Prozent – verhaftet worden und 1937/38 umgekommen. Dasselbe Schicksal hatte nicht nur die Mehrzahl der Mitglieder des Zentralkomitees, sondern auch die meisten Delegierten des „Parteitags der Sieger" erlitten. Dabei waren 80 Prozent der stimmberechtigten Delegierten des XVII. Parteitags Bolschewiken, die schon vor 1921 der Partei angehörten. Es waren Menschen, die durch die Leninsche Schule gegangen waren, die Illegalität, Revolution und Bürgerkrieg mitgemacht hatten. Stalin konnte nicht vergessen, daß fast dreihundert Delegierte auf dem XVII. Parteitag gegen ihn gestimmt hatten. Wer waren sie? Der Diktator sah in jedem einen potentiellen Feind. Auch auf Republik-, Regions- und Gebietsebene hatte die Partei einen hohen Blutzoll entrichtet. Viele Gebietskomitees waren praktisch enthauptet.

Noch heute gibt es nicht wenige Zeitgenossen, die das verbrecherische Wirken Stalins von seiner Tätigkeit trennen möchten, die er als Führer von Partei und Volk zur Realisierung der sozialökonomischen Pläne und Programme ausgeübt habe. Selbst wenn wir, dieser Denkungsweise folgend, seine „Verdienste" auf diesem Gebiet anerkennen, haben wir nicht das Recht, in erster Linie nicht das moralische Recht, Stalin Nachsicht zu gewähren, weil er die Verbrechen „in der festen Überzeugung verübt hat, daß er sie zum Wohle des Landes begeht". Was war denn dieses „Wohl des Landes", wenn für sein Fundament Hunderttausende, ja Millionen menschlicher Totenschädel gebraucht wurden. Sehr anfechtbar ist daher auch die Äußerung Chruschtschows auf dem XX. Parteitag, daß „wir nicht davon ausgehen können, daß die Taten Stalins die eines wahnsinnigen Despoten waren. Er war der Meinung, daß es notwendig war, so zu handeln – im Interesse der Partei, der werktätigen Massen, im Namen der Verteidigung der revolutionären Errungenschaften. Eben darin besteht auch die Tragödie."

Diesem Urteil kann ich mich nicht anschließen. Stalin errichtete wissentlich eine Diktatur seiner Person, in der er sich völlig frei in der Wahl seiner Mittel wähnte. Wo ist da die „Verteidigung der revolutionären Errungenschaften", von der Chruschtschow sprach?! Stalin wurde getrieben von einem ihm zu Kopf gestiegenen Gefühl absoluter Macht, furchtbar in der Wirkung... Ich wiederhole es: Absolute Macht korrumpiert absolut. Stalin mußte wissen, daß dem von ihm entfesselten Terror gegen Partei-, Wirtschafts- und Militärkader massenhafte Verstöße gegen die sozialistische Gesetzlichkeit zugrunde lagen. Deshalb sind Urteile der Art, die „Tragödie Stalins habe darin bestanden, daß er an die Existenz von Volksfeinden glaubte und deshalb gegen sie vorgegangen sei", nicht nur naiv, sondern auch durch und durch falsch. Es handelte sich nicht um eine Tragödie Stalins, sondern um eine Tragödie für das Volk. Sein Tun läßt sich nur als verbrecherisch bezeichnen.

Stalin setzte sich mit dem Sozialismus gleich. Die Größe des Sozialismus stellte er in Abhängigkeit zu seiner eigenen Größe. Er usurpierte nicht nur die Macht, sondern auch die Vorstellungen der Menschen vom Sozialismus, von dessen Idealen und Werten. Und das gab ihm völlig freie Hand. Die Ungeheuerlichkeit der Wahrheitsverdrehung, die in der Gleichsetzung Stalins mit dem Sozialismus zum Ausdruck kam, konnte damals von den Menschen nicht durchschaut werden. Um seine Bescheidenheit zu demonstrieren, setzte sich der Generalsekretär bei Präsidiumstagungen nicht selten in die zweite Reihe, las auch mal einem Zeitungsredakteur die Leviten, weil er ihn mit Lob bedacht hatte, erlaubte er nicht, daß ein kleines Buch über seine Kindheit erschien, und, was die Hauptsache war, er brachte alles, was er tat, mit Lenin in Zusammenhang. Aber all das waren genau berechnete Gesten. Aus der Wahrheit machte er eine Maskerade. Wenn der Franzosenkönig Ludwig XIV. gesagt hat: „Der Staat – das bin ich", dann hat Stalin, wenn er das auch nicht öffentlich erklärte, so doch mit allem, was er tat, zu verstehen gegeben: „Der Sozialismus – das bin ich." Und seine Umgebung glaubte das auch. Sehr viele Menschen im Lande glaubten es. Stalin wollte, daß ausnahmslos alle es glaubten. Wer es nicht glaubte oder von wem zu vermuten war, daß er es eventuell nicht glaubte, der mußte liquidiert werden. Wer immer noch auf Jeshow und Berija (Nachfolger Jeshows, nach dem dieser erschossen worden war – d. Red.) als die Schuldigen zeigt, unterliegt einem Irrtum. Stalin wußte sehr gut, was er tat. Er hat eine blutige Spur hinterlassen. Es gibt eine Vielzahl von Dokumenten, die die unglaubliche Erbarmungslosigkeit Stalins belegen. „An Genossen Stalin. Anbei Listen von Verhafteten, die bezüglich der ersten Kategorie vor das Militärgericht gestellt werden sollen. Jeshow." Darauf lakonisch vermerkt: „Für die Erschießung aller 138 Personen. J. St., W. Molotow."

„An Genossen Stalin. Anbei zur Bestätigung 4 Listen von vor Gericht zu stellenden Personen." Aufgeführt einige hundert Ehefrauen von Volksfeinden, ferner Militärmitarbeiter – 200 Personen. „Bitte um Einverständnis mit Erschießung aller. 20. VIII. 38. Jeshow. – Dafür. 20. VIII. J. St., W. Molotow."

Es gab auch monströse Rekorde: Am 12. Dezember 1938 segneten Stalin und Molotow die Erschießung von 3167 Personen ab. In den Listen findet sich kein Hinweis auf die Schuld der dort Aufgeführten und nichts über Untersuchungsergebnisse. Die Bestätigung der Listen bedeutete schon die Verkündung des Urteils. Die bluttriefende Statistik läßt sich noch sehr lange fortsetzen.

Stalin war der Hauptschuldige an den blutigen Repressalien, mit Hilfe des von ihm geschaffenen Kommandosystems und des ebenfalls von ihm geschaffenen Apparats für die Strafverfolgungen. Sie machten das Volk zu einem passiven Objekt der Geschichte. Was Stalin auch zur Stärkung des Staates, zu dessen Umwandlung in eine starke Industriemacht und für die Zerschlagung des Faschismus getan haben mag, so bleibt die Schuld doch unermeßlich, die er mit den Ereignissen Ende der 30er Jahre auf sich geladen hat. Niemals kann ihm dafür Vergebung gewährt werden. Und dies ist nur ein Teil der gesamten Schuld.

Der deformierte Stalinsche Sozialismus brachte seinerseits nach dem Kriege wiederum Perioden des Subjektivismus und der Stagnation hervor. Die Mitte der 80er Jahre begonnene Erneuerung ergibt sich notwendig, um die Folgen des Stalinismus zu überwinden.

Fortsetzung im nächsten Heft

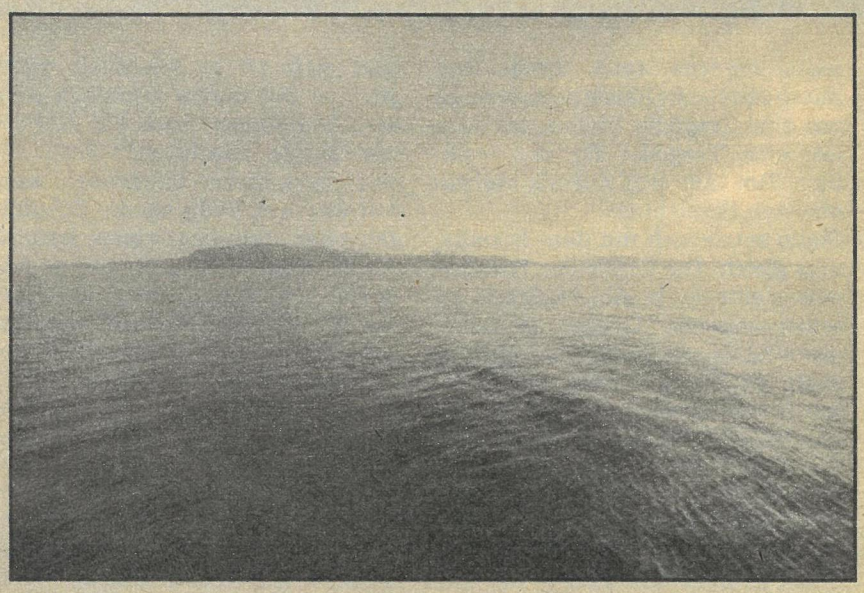
Stalin — Legende und Wirklichkeit

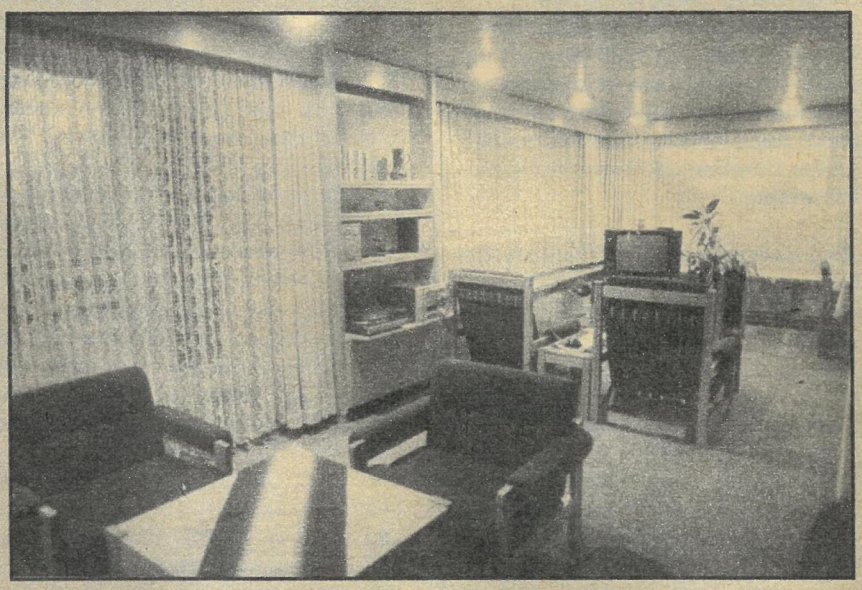
„Freund und geliebten Bruder" nannte Stalin seinen Kampfgefährten Kirow, der seit 1930 Mitglied des Politbüros war. Nach offizieller Version starb Kirow 1934 durch Mörderhand, doch niemand zweifelt mehr an der Urheberschaft des blutigen Diktators.

„Tod dem Privathandel!" lautete die Losung dieser bestellten Demonstration für eine Politik in den wirtschaftlichen Abgrund.

Deutsch: A. Kodym
Das Buch von Dmitri Wolkogonow „Triumph und Tragödie" erscheint in diesem Jahr im Militärverlag der DDR.

Fotos: APN, Zentrales Parteiarchiv, Wolkogonow: „Triumph und Tragödie".





Wendehälse... Auf dem Vilm, dieser Rügen vorgelagerten, kleinen, nur einen Quadratkilometer großen Insel (Foto links), kommen sie in freier Wildbahn vor. Doch nicht den naturgeschützten Vögeln galt unser Besuch. FREIE WELT wollte wissen, was nun aus dem Eiland werden soll, das bis gestern Auserwählten Paradies gewesen war.

Vor zwei- bis dreitausend Jahren mit Rügen noch fest verbunden, vollendete steigender Wasserspiegel der Ostsee und Sturmhochflut die natürliche Abtrennung des Vilm. Die künstliche Abgrenzung der Insel (Foto rechts oben) fand von 1959 bis 1989 statt. Ende der fünfziger Jahre drohte dem seit 1936 naturgeschützten Reservoir durch den Massentourismus das Aus. 600 bis 700 Personen täglich verursachten auf dem Vilm Lärm, Verunreinigung und Flurschaden. Für die vom Aussterben bedrohten Seeadler (noch gibt es sie hier!), für die hoch in Asthöhlen nistenden Brandgänse, für die Stranddisteln und den aus der russischen Steppe stammenden Tatarenlattich, für die alten Eichen, die über ein halbes Jahrtausend auf dem Buckel haben, und die ungezählten anderen Spezies verschlechterten sich die Existenzbedingungen rapide. So war die seinerzeit zwischen Ministerpräsident Otto Grotewohl und dem Rat des Kreises Rügen verabredete Einrichtung eines Ferienheimes der Regierung (mit auf 55 Personen begrenzter Gästezahl) im gewissen Sinne ein Glück für die Insel. Das Naturwunder konnte gerettet und erhalten werden. Doch unter den DDR-Bedingungen entwickelte sich eine neue Art, besser gesagt, Abart: die Starrhälse. Ihre Politik bewirkte auch auf den Inseln im Norden eine extreme Ungleichheit. Erblühte das Anwesen auf dem Vilm (elf Gästehäuser, ein „Gesellschaftshaus“ und ein Wirtschaftshof) bei einem Jahresetat von 2,5 Millionen Mark, so verfiel das „Hinterland“, die Gemeinde Putbus-Lauterbach (ein denkmalgeschützter Kurort!), zusehends. „Wenn e r kam, dann sauste man mit einem Affenzahn durch den Ort, und hinter jedem Baum stand einer“, erzählte mir die amtierende Bürgermeisterin, Renate Grünberg, eine gebürtige Putbusserin. „Für die auf der Insel gab es alles, bis zur Installation von 10 Fernsehkanälen, aber unsere 4900 Einwohner mußten im Jahr mit einem Haushalt von nur fünf Millionen Mark auskommen“. Der Vergleich offenbart die Gegensätze...

Nach wiederholten Protesten der Bevölkerung – vom Pfarrer bis zum Bürgermeister – verzichtete der Ministerrat im Dezember auf das Vilm-Objekt. Der Leiter, Helmut Heine, seit acht Jahren hier im Dienst, legte mir eine Bilanz vor, Grundlage für den aktuellen Plan, die „verbotene“ Insel der Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen. Mit dem Rat der Stadt Putbus ist man sich einig: Anfang Februar sollen Gruppenführungen auf dem Vilm unter naturkundlicher Anleitung mit abschließender Kaffeetafel im „Gesellschaftshaus“ beginnen. Preis ca. 10 Mark, inklusive Überfahrten. Das REISEBÜRO der DDR ist bereit, den In- und Auslandstourismus auf dem Vilm, der sich allerdings dem Naturschutz unterordnen muß, zu organisieren.

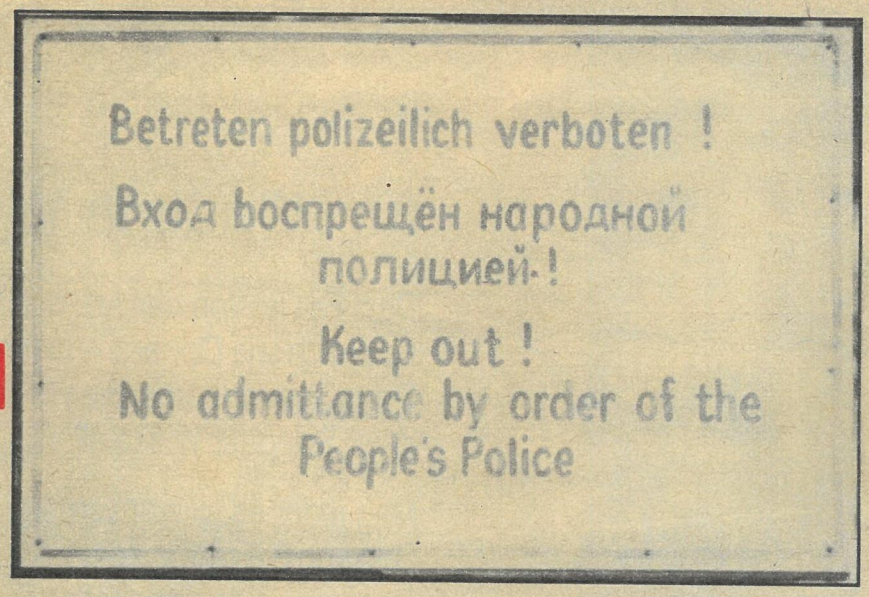
„Aber noch sind nicht alle Fragen geklärt“, informierte mich Hartmut Geese, Direktor der Hotels des REISEBÜROS. „Wenn wir den Gesamtetat des Vilm abdecken müßten, kämen wir von vornherein in die roten Zahlen.“ Nur eine ge-

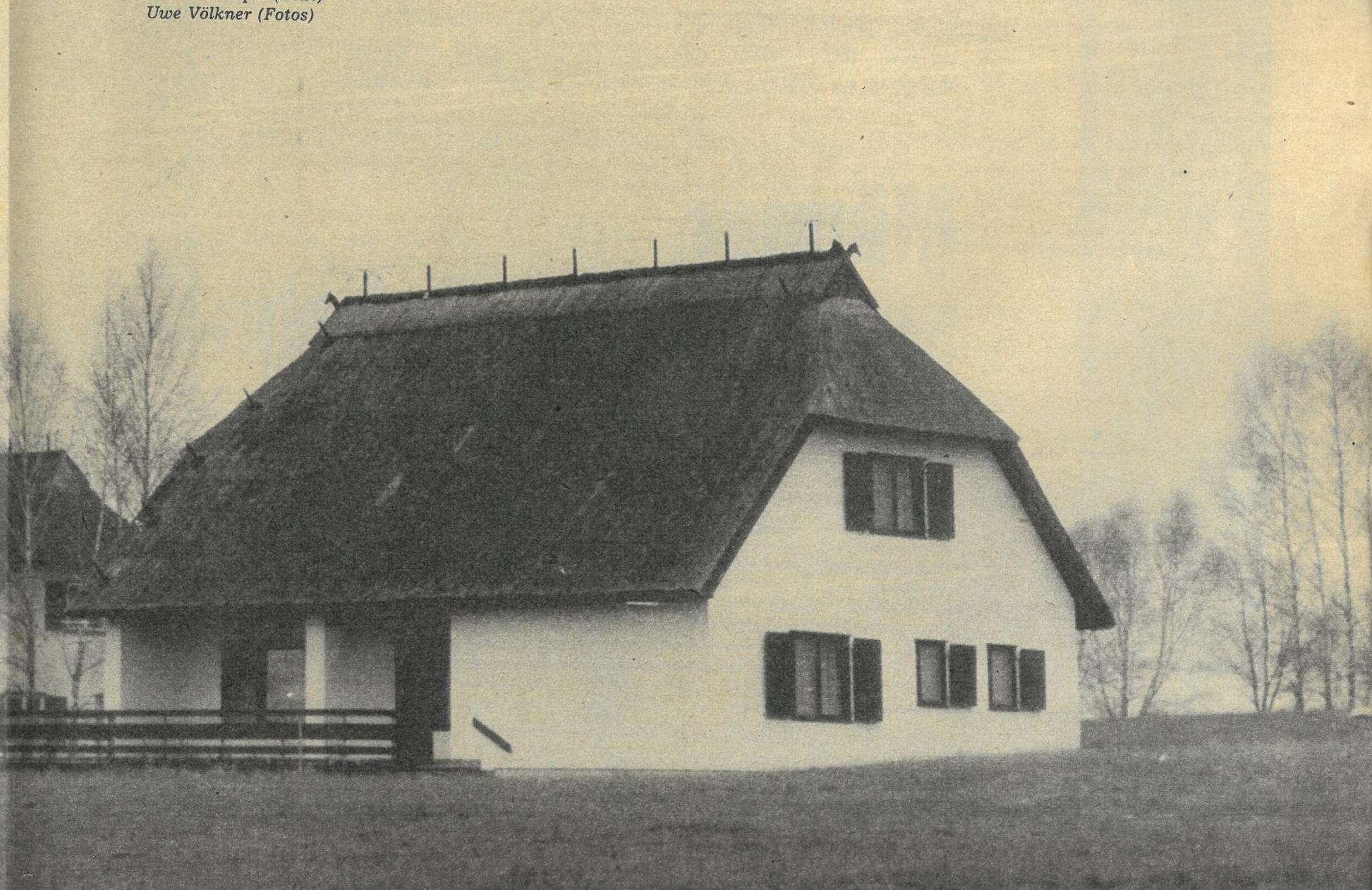
meinsame Lösung zwischen dem bisherigen Rechtsträger, den Rügenern und dem REISEBÜRO sei sinnvoll. „Wir wollen", versicherte der Direktor, „daß die Putbusser Gemeinde am Gewinn aus dem Tourismus beteiligt ist." Man kann Geese nur zustimmen, wenn er meint, daß der Prozeß der Übernahme der ehemaligen Gästehäuser und Ferienheime zu schleppend vorangeht. Noch zu selten trifft man solchen Unternehmergeist und Mut zum Risiko wie beim Kollektiv des „Cliff"-Hotels in Sellin (ehemaliges ZK-Heim Baabe), dessen amtierender Direktor Karl-Heinz Pyritz die Pforten schon seit längerem für jedermann öffnete, ohne daß in Berlin bzw. in Rostock bereits alles bis zum letzten Teelöffel geklärt war. Unschön aber auch, wenn er und seine Kollegen von „Ungeduldigen" beschimpft werden, nur weil die Kapazität der übergroßen Nachfrage aus dem In- und Ausland nicht gewachsen ist.

Bliebe noch eine Frage: Wie teuer ist der Urlaub auf dem Vilm? Ein Gästehaus (fünf Plätze) mit Salon, Schlaf-, Kinderzimmer, Bad und Küche soll pro Tag aufgerundet 200 Mark kosten, die Vollpension pro Person weitere 25 Mark. Herr Heine rechnet mit einer 70prozentigen Auslastung. Davon konnte er bisher nur träumen. Honeckers Haus stand die letzten zwei Jahre völlig leer...

Volker Hempel (Text)
Uwe Völkner (Fotos)

Der Vilm





Männer, so bleich wie Ophelia

Sie wurde 1937 in Moskau geboren und trägt einen tatarischen Namen: Isabella Achatowna Achmadulina. Die Dichterin aus der Generation Jewtuschenkos und Wosnessenskis ist eine leise, doch eindringliche Stimme in der heutigen russischen Poesie. Eine starke, gütige Begabung nannte man sie, als sie noch zu den Jungen zählte. Gegen den Vorwurf des allzu Privaten ihrer Verse nehmen sie ihre fein empfindenden Leser in Schutz, die eigenes Gefühl in Literatur wiedererkennen, die Zeiten überdauern kann. Ihre Erinnerung an Wladimir Wyssozki, den so ganz anderen, ungestümen, den ein Jahr nach ihr geborenen und so früh gestorbenen Dichter, den von einem Volk zum Idol erhobenen Sänger, den unvergeßlichen Hamlet (Foto) vom Taganka-Theater, hat Bella Achmadulina im Gedicht aufgehoben. Es stammt aus ihrem jüngsten Band „Sad", „Garten", für den sie 1989 den Staatspreis erhielt. Nachgedichtet hat es auf unsere Bitte Heinz Kahlau.

für Wladimir Wyssozki

Dein Fall ist von der Art, daß Männer der Vororte rumgehn
so bleich wie Ophelia – in ihren Augen glimmt Wahnsinn.
Drum antworte uns, die wir schon manches gesehen,
Was: So- oder Wiesein? Wie kriegst du es letztendlich hin?

Mag jeder es, wie er vermag, aus seinem Helsingör künden.
Du kannst, Freude schenkend, großzügig Leiden vergeben.
Doch sag, uns gegebener Dänemark, wird den Ruhm uns begründen,
der macht, daß die Seelen der Untertanen im Schluchzen erbeben?

Die Rettung liegt darin, daß sie sich auf Plätzen gelassen
versammeln und nicht als ein Haufen, auf Neros zu gaffen.
Nein, vielmehr als Treffen von Brüdern, die Niedrigkeit hassen.
Das Volk ist unschlagbar, wenn Schmerzen um Sänger es schaffen.

Das Volk ignoriert nicht, es ist jetzt und wird immer bleiben.
Das Volk will nicht Sächelchen kaufen, nicht Torheiten brüllen.
Den Sänger in wirklicher Trauer anbetend, wenn Tränen es treiben.
Denn: Sein oder Nichtsein – wie soll unser Sein sich erfüllen?

Ich preise und liebe ihn, dem sie den Todeskelch bringen.
Umarmt gehn wir fort, immer höher und reiner indessen.
Denn wir geizen nicht – auch wenn unsere Herzen zerspringen.
Nur so ist es richtig – wenn nämlich nicht unsre – sag wessen?

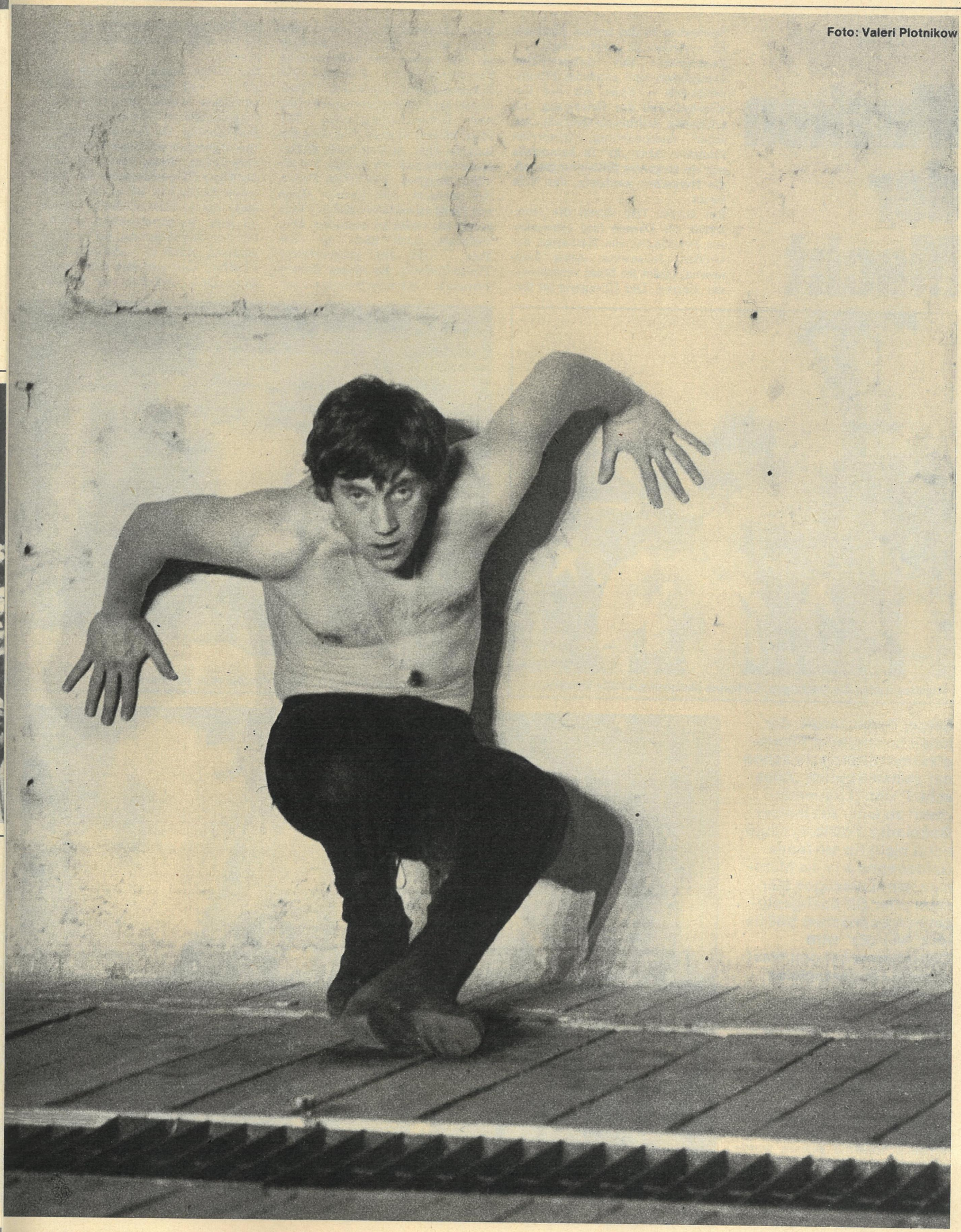


Foto: Valeri Plotnikow

Masken der Macht

Stschedrin in das seinen Zuschauern vertraute 20. Jahrhundert.
Experimente mit nachgestellten Ereignissen sind zunächst Filmexperimente – Spiel mit der Geschwindigkeit der Bewegung, mit schlechter Aufnahme-Qualität, ‚falscher' Ausleuchtung, verzerrten Stimmen. Aber „Es" ist keinesfalls nur ein eleganter Stilisierungsspaß, die Herrscher wechseln, das Volk bleibt.
Ein kurzer Trip durch die Herrschaft der Damen (mit erkennbaren Persiflagen von Katharina der Großen, Jelisaweta, Anna Ioannowna) endet im Staat verschiedener Herren. Der Übergang ist fließend, unmerklich. So erscheinen Lenin, Stalin und Chruschtschow als eine Person: der Saltykowsche Ferdyschtschenko. Zunächst mit Subbotnik-Enthusiasmus und Kommune, dann Mehrparteienwohnung und Denunziationsepoche. Der Staat ist eine einzige Wohnung mit langem Flur, in dem sich Shakespeare-Dramen wie billige Vaudevilles ereignen. Der letzte Bauer, der versucht, dem kleinen Mann mit Pfeife zu erklären, daß das Volk bereit ist, vieles zu erdulden, aber vielleicht doch nicht so viele Tote..., und das gespenstische Troika-Gericht, das diesen Bauern verurteilt – sie verschwinden spurlos. Nur die Operettenschüsse „hinter der Bühne" setzen den letzten Punkt.
Der kleine Mann mit Pfeife verspricht, daß hier bald Überfluß herrschen werde. Und begegnet ausgehungerten Gesichtern. Die Bevölkerung ist fast ausgerottet, aber irgendwie wirkt das Leben unverwüstlich. Stalin verwächst mit der Figur Chruschtschows (bei Saltykow-Stschedrin ist es Borodawkin), und endlich erscheint dieser im Bild: im ukrainischen Hemd, mit dem Schuh auf das Rednerpult pochend. Auch er verkündet den Überfluß und entfaltet eine Senf-Kampagne, begleitet von Tschai-

Repräsentation der Mächtigen: Katharina (Saltykows Amalia Stockfisch).

Marina Mnischeks Metamorphose: Von der Hure zur Herrscherin.

Sergej Owtscharow, der junge Leningrader Filmregissseur, avancierte schon mit seinen Streifen „Alles schief" und „Lügenmärchen" zu einer Art Insider-Geheimtip. Folklore, eingesetzt nicht für ein fades Heldenepos à la Ilja Muromez, ein rührseliges Märchen oder zur hochgestochenen poetischen Stilisierung. Mit „Es" wird Owtscharow bei den Westberliner Filmfestspielen dabeisein.

Owtscharow setzt voll auf die freche Lachkultur, auf karnevalistische Umkehrung von oben und unten, auf absurden Humor und derbe Erotik. Er verfilmte Saltykow-Stschedrins „Geschichte einer Stadt" – die schon im 19. Jahrhundert als Parodie gängiger Geschichtsschreibung gelesen wurde – als die allen bekannte Historie des russischen und sowjetischen Staates. Die Verkleidung als Stilmittel benutzend, versetzte er die bekannten Typen von Saltykow-

Grustilow/Andropow. Doch der Zerfall hat längst eine bedrohliche Eigendynamik entwickelt.

kowskis 1. Klavierkonzert. Wurst aus Senf und Schokolade aus Senf – die Reden sind menschlicher geworden, doch die Bevölkerung bleibt genauso mager. Nun taucht der nächste Verwalter auf: Oleg Tabakow als Breshnew mit der wundertätigen Sekretärin und einem nachgestellten zweiten Körper, den man getrennt benutzen kann. In seinem Kopf ist nur eine Spieldose funktionstüchtig, so daß „der Stadthauptmann" einen einzigen Satz auszusprechen vermag: „Ich werde es nicht dulden..." Aber das genügt.

Nach ihm Grustilow-Andropow, der schüchterne und keusche, der ordentliche Mann, der inmitten wüster Orgien, seien es Drogenfeste der „goldenen Jugend" oder eine Sauna voller kaukasischer Mafiosi, versucht, „alle und alles zu retten". Zu spät. Der Zerfall hat längst eine bedrohliche Eigendynamik entwikkelt. Die unzähligen Opfer, in Flüsse geworfen, um einen Staudamm zu bauen, wurden zu Staub. Ein Zug, angeführt von einem Kommunisten im Anzug, mit einer Axt in der Hand, der das morsche Gebäude abgerissen hat, schreitet nach oben, über einen riesigen Müllhaufen. Die Choreographie dieses tragifarceartigen Karnevals endet in einem großen Loch, im Nichts, überschrieben mit „Es". Ein Bild totaler Verwüstung: Die Reste einer Stadt.

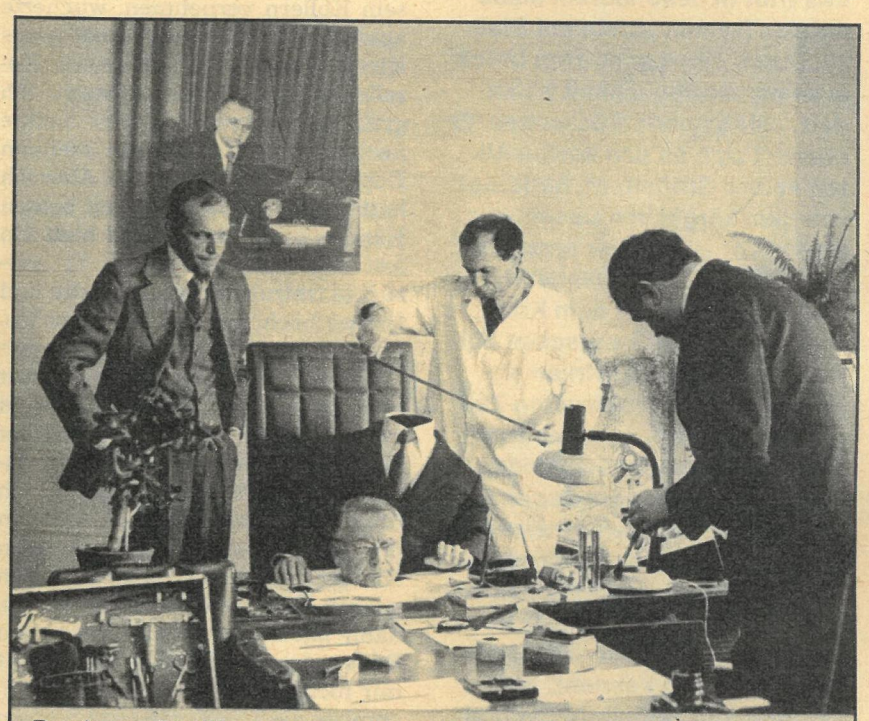
Eine bittere historische Satire, die gleichsam durch mehrere Verkleidungsoperationen gebrochen wurde: Auf der ersten Stufe sind das die literarischen Verkleidungen und Überhöhungen des Satirikers Saltykow-Stschedrin, auf der zweiten die Verkleidungen bekannter politischer Figuren – Lenin, Stalin, Berija, Chruschtschow, Andropow, Gorbatschow. Hier werden sie in die Kostüme der Saltykow-Stschedrinschen Helden gesteckt. Auf einer dritten Ebene ist es die filmische Stilisierung: Jeder Geschichtsabschnitt wird über die ihm angestammten Mittel seiner medialen Vermittlung wiedergegeben: die Wochenschauen der 20er Jahre mit ihrem Hauch konstruktivistischen Gestaltungswillens, die pathetisch-aufgeblasenen Stalinschen Inszenierungen der 30er, das statuarische Arrangement der Wochenschauen der 50er Jahre, die Fernsehberichte und Videoaufzeichnungen der Parlamentsdebatten...

Um Saltykow-Stschedrin zu verstehen, braucht der Leser einen Kommentar zur russischen Geschichte. Um Owtscharows Film zu genießen, muß der Zuschauer sich lediglich an die markantesten Zeichen der politischen Führer der letzten siebzig Jahre erinnern.

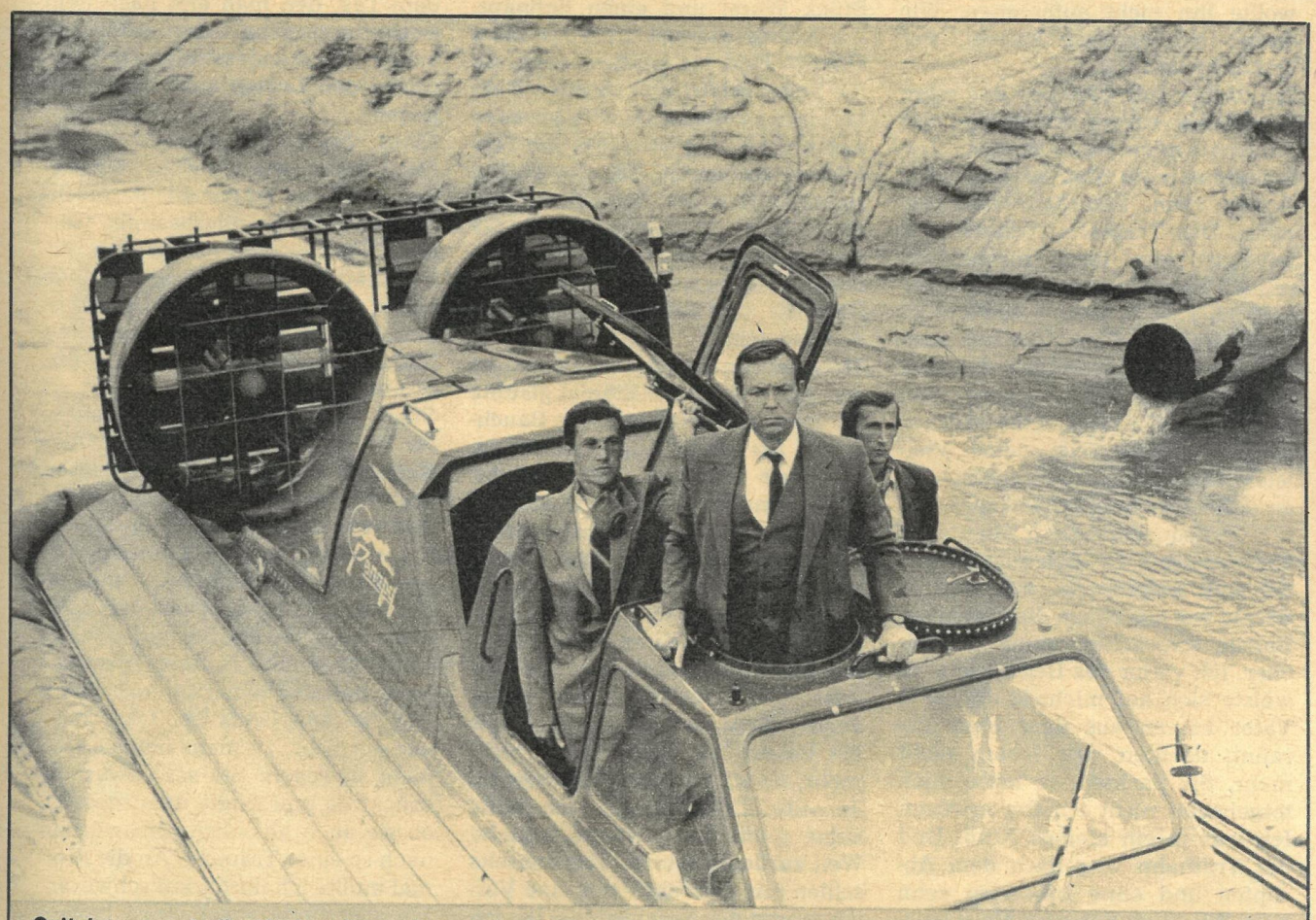
Die Historie ist von Doppelgängern durchzogen; es entsteht der Reigen von Figuren als immer wiederkehrender traumatischer Geschichtskarneval. So erscheint Chruschtschow zweimal in verschiedenen Ausführungen. Lenin-Stalin-Berija-Chruschtschow wachsen zu einer Figur zusammen, und Breshnew kommt als Vampir mit dem mechanischen Doppelgänger einher, der, wenn etwas kaputtgeht, auseinandergenommen und vom Uhrmacher repariert werden kann. Dieser Karneval bedeutet aber auch die kreisförmige Rückkehr zu Massakern und Repressalien, zur Auferstehung von Tyrannen, die, allesamt ihrer monströsen Ausstrahlung beraubt, in das niedere Genre gezogen werden. „Es" ist ein schriller urkomischer und zutiefst tragischer Film, der eine Narren-Maske anlegt.

Oksana Bulgakowa

Lenin, Stalin, Berija, Chruschtschow – vier Rollen für Rolan Bykow.



Breshnew, Stadthauptmann mit Spieldose, gespielt von Oleg Tabakow.



Saltykow nannte ihn Ugrjum-Burtschejew. Der neue Herrscher: Letzte Rettung oder vom Chaos ins Nichts?

Fotos: Len-Film

Wiesław Myśliwski (Jahrgang 1932) zählt zu den profiliertesten Schriftstellern der polnischen Gegenwartsliteratur. Sein bisheriges Schaffen umfaßt Erzählungen, die Romane „Der nackte Garten“ (1974 im Aufbau-Verlag erschienen), „Das Schloß“ und „Stein auf Stein“ sowie das seit 1987 vielgespielte Drama „Der Baum“. Diese Werke variieren eigentlich nur ein Thema: die Wandlungen Polens von einer konservativ-bäuerlichen Gemeinschaft zu einer modernen Gesellschaft.
Das trifft in besonderem Maße auf den Roman „Stein auf Stein“ zu. Durch einen schweren Unfall in seiner Beweglichkeit behindert, hält Szymon Rückschau. Er erinnert sich an den harten Alltag seiner Großeltern, berichtet von dem kärglichen Dasein der Eltern, vor allem aber erzählt er von sich und seiner Generation: von den Jahren vor dem Krieg, vom Überfall der Deutschen auf Polen, von seinem Wirken als Partisan, von der schweren Zeit nach dem Krieg, in der er durch seine Tätigkeit im Gemeindeamt, als Standesbeamter und als „Agitator für den Atheismus“ das Neue im Lande durchzusetzen half. Was an dem Roman besticht, ist die meisterhafte Verquickung von Leid und Freude, Sinnenlust und Verzicht, Verzagtheit und Hoffnung. Ein pralles Leben wird vorgestellt, derb und zart zugleich, ungeschminkt und von einer erstaunlichen Zuversicht getragen. „Stein auf Stein“ gilt gemeinhin als das mit Abstand beste, reifste Werk der polnischen Prosaliteratur des letzten Jahrzehnts und erscheint demnächst in der Übersetzung von Henryk Bereska im Aufbau-Verlag.

Woher sich das viele Leben in mir angesammelt hat, das weiß ich selber nicht. Manchmal ist es Vorsehung, manchmal aber kommt ein Mensch zur Welt, der lebt und lebt, auch wenn sich alles gegen ihn verschworen hat, als habe das Leben selbst ihn gegen den Tod sich auserwählt.
Ich war knapp drei Jahre alt, als eines Tages der Truthahn des Nachbarn auf unsern Hof gekrochen kam. Groß wie ein Kalb, behangen mit roten Korallenketten, als trüge er einen Kirschast anstelle des Halses. Von den Korallen verfärbte sich die Welt ringsum wie von einer roten Lohe. Scheune, Stall, Zaun, Erde, alles war mit einemmal rot. Der Hund sprang aus seiner Hütte, bellte den Truthahn an, von roter Wut überschwemmt. Die Katze kam aus dem Haus, die Miau-Miau war graubraun, zusehends hüllte sie sich in Rot. Den Gänsen schien jemand die weißen Umhänge abgenommen zu haben, in roten Inletts watschelten sie nun einher. Selbst von der Sense, die an der Scheune lehnte, begann rotes Blut herabzutropfen: tropf, tropf, tropf.
Ich stürzte auf den Truthahn zu, ihm die roten Korallen abzunehmen, die die Welt so sehr in Rot verwandelt hatten, und sie mir umzuhängen. Er dachte sicherlich, ich wollte mit ihm spielen, und rannte zuerst weg. Plötzlich blieb er stehen, blähte sich wütend auf, ließ sein Kollern vernehmen, wucherte auseinander wie die Krone eines Kirschbaums, und aus seinen Korallen schien Blut zu spritzen. Ich griff nach seinem Hals, er hackte nach meiner Hand, nach meinem Kopf. Kollerte und hackte. Aber ich hatte seinen Hals schon mit beiden Händen umklammert und hielt ihn fest wie eine Zaunlatte. Er versuchte freizukommen, zappelte und sprang hoch, ich ließ ihn nicht los. Er schlug mit den Flügeln auf mich ein, warf den Kopf, den ich mit meinen Händen preßte, hin und her, als wollte er mir seinen Kopf überlassen und sich ohne Kopf davonmachen. Vergebens, denn ich fühlte in meinen kleinen Händen die Kraft von zwei erwachsenen Händen. Er zerrte mich über den ganzen Hof, erst nach der einen, dann nach der andern Seite. Am Ende erkannte er wohl, daß er mit mir nicht fertig würde, er hielt an, spreizte die Flügel wie zwei Wolken und wollte auffliegen, aber die Luft wollte ihn nicht aufnehmen. Wir waren ein einziges Knäuel, der Truthahn und ich.
Ich dachte, mir wäre von den roten Korallen so rot vor den Augen, und ich freute mich, sie zu besitzen. Dabei war es mein Blut, das mir in die Augen rann. Schwäche überkam mich. Der Truthahn röchelte und bewegte nur noch mechanisch seine Flügel. Er versuchte mich zu hacken, aber er konnte es nicht so recht mit dem Kopf, der aus meinen zusammengepreßten Händen wie aus einem Loch hervorguckte. Er pickte nicht stärker, als wenn er Körner auf der Erde auflas. Vielleicht sah er auch nicht mehr, was er da hackte, denn seine Augen waren vorgequollen und glichen zwei Kieselsteinen. Er hielt den Schnabel weit aufgesperrt, aus dem es zischte wie aus einem durchbohrten Ballon, schwächer, immer schwächer. Ich verlor das Bewußtsein, er wälzte sich auf mich. Mutter und Vater kamen aus dem Haus gerannt, dachten, wir lebten nicht mehr. Sie dachten, er hätte mich totgehackt, nicht ich ihn erwürgt. Ich war ja ein kleines Kind. Und der Truthahn wog nach dem Abrupfen und ohne Innereien zehn Kilo. Wie mich Vater ins Haus trug, kullerten ihm Tränen wie Erbsen aus den Augen, und er war von meinen Blut über und über verschmiert.
Alle Nachbarn waren zusammengelaufen, man schickte ins Dorf nach Weihwasser, um mich zu besprengen, ehe die Seele mich verließ und der Leib erkaltet war. Die einen begannen schon das Totengebet zu sprechen, die andern trösteten Mutter, Gott würde nicht zulassen, daß mir Unrecht geschähe, und vielleicht würde er mich sogar in die Schar der Engel aufnehmen, da ich ja noch keine Sünde begangen hätte. Sie warteten auf das Weihwasser. Ehe dies gebracht wurde, kam ich von selbst ins Leben zurück. Als ich die vielen Leute um mich sah, fing ich an zu flennen, und Mutter konnte mich lange nicht beruhigen.
Beim Weihnachtsumzug wollte keiner der Jungen den Herodes spielen, weil ihm der Tod den Kopf absäbelte, und jeder wollte am Leben bleiben. So war ich immer der Herodes, weil es mir lieber war, ein König zu sein, als mich vor dem Tod zu fürchten. Wir benutzten eine richtige Sense, keine Attrappe aus Holz. Und wenn der Tod mir mit dieser echten Sense den Kopf abschnitt, fühlte sich das an, als wäre auch der Tod echt und nicht Antek, in ein weißes Laken gehüllt. Das Blatt mußte jedesmal meinen Nacken streifen, nicht nur die Krone vom Kopf schmettern. Ich habe keinmal gezuckt. Die Leute guckten weg, die Weiber kreischten und hielten den Kindern die Augen zu. Von denen, die sich am meisten ängstigten, bekamen wir den größten Kuchen, ein großes Stück Wurst und einen Schnaps. Ich wurde gefragt: „Trinkst noch einen?“ Und sie prüften nach, ob die Sense scharf und ob mein Nakken nicht verletzt sei. Sie konnten sich nicht genug wundern. Ein Teufelskerl verdammt. Na, so was. Ein richtiger Herodes. Einmal nur hat Antek mich so erwischt, daß das Blut spritzte, ich nahm ihm die Sense weg, versetzte ihm ein paar Fußtritte, und er durfte nicht mehr der Tod sein.
Oder bei den Partisanen, siebenmal war ich verwundet. Einmal glaubte ich mich schon im Jenseits. Bauchschuß. Als ich die Augen aufschlug, wunderte ich mich, daß dort der Wald genauso aussah wie auf der Erde, der gleiche Himmel, und in den Lüften hörte ich eine Lerche singen. Nicht weit von mir brannte ein Dorf, aus den Flammen kam das Brüllen der Kühe, Hunde heulten, ein Kind weinte, jemand winselte: „O Jesus!“ Und in weiter Ferne, dicht am Himmel, pflügte ein Bauer. Ich wußte selber nicht mehr, wo ich nun war, hier oder im Jenseits. Offen gesagt, ich hatte keine große Lust, in die irdische Welt zurückzukehren. Das Jenseits schien mir aber auch nur eine Verlängerung des Erdenlebens. Bis ich bemerkte, daß ich im Blut lag und die Lerche über mir eine richtige Lerche war. Ich freute mich keineswegs. Denn mir war, als sei ich im Jenseits gestorben und ins Diesseits gezogen, um zu leben.

☆☆☆

Sie suchten gerade einen Standesbeamten, der die jungen Leute trauen sollte. In der Gemeinde gab es zwar einen Sekretär für Trauungen, aber seit dem Kriegsende hatten sich nicht mehr als drei, vier Paare standesamtlich trauen lassen, die andern heirateten wie eh und je in der Kirche. Dabei war die standesamtliche Trauung genauso rechtsverbindlich wie die kirchliche, und nach einer standesamtlichen konnte man genauso glücklich sein wie nach einer kirchlichen. Außerdem bekamen diejenigen, die standesamtlich heirateten, eher ein Pferd oder Baumaterial oder Saatkorn. Na, und man konnte sich tags darauf notfalls wieder scheiden lassen, wenn etwas schiefging. Nicht wie in der Kirche, wo die Sache unwiderruflich war, denn was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen, und du bringst dann dein Leben lang mit einer zänkischen Vettel zu. Manche lebten zusammen wie Hund und Katze, der eine zerrte nach links, der andre nach rechts, aber sie mußten zusammenbleiben, bis einer von ihnen starb. Meines Erachtens ist so eine Bindung gottwidrig, und Gott selbst müßte sie lösen. Denn es kann vorkommen, daß sich beide vergreifen, niemand weiß im voraus, wer ihm vorbestimmt ist, auch Vorbestimmungen können falsch sein, mit der Vorbestimmung ist das wie mit dem Tag, den man erst nach dem Sonnenuntergang loben sollte. So kamen die standesamtlichen Trauungen den Leuten auch darin entgegen.
Eines Tages begegnete mir der Dorfschulze, wie ich Kohl vom Akker fuhr, und fragte mich: „Möchtest du nicht Standesbeamter werden? Würdest die Leute trauen. Arbeit hättest du dabei so gut wie keine, denn niemand will standesamtlich heiraten. Und das Gehalt läuft. Du warst doch bei der Miliz, bist also unser Mann.“
Stach und Irka waren die ersten, die ich traute. Irka trug ein grünes Kostüm, Stach einen gestreiften braunen Anzug. Der Dorfschulze und zwei Beamte kamen und guckten, wie ich die erste Trauung vollzog. Etwas dumm kam ich mir dabei vor, und ein bißchen gestottert habe ich, aber die Sache lief halbwegs über die Bühne. Anschließend betrank ich mich mit Stach fast bis zum Umfallen. Irka trank nur ein Glas, zu mehr ließ sie sich nicht bewegen. Sie saß etwas bedrückt da und fragte unausgesetzt, ob sie auch glücklich sein würden nach so einer Trauung. An die dreimal mußte ich ihr darauf schwören. Ich spendierte sogar einen halben Liter auf ihr Glück. Sie waren in

Geweihte Eier

Wiesław Myśliwski

Illustration: Klaus Müller

der Tat glücklich. Bis Stach Magengeschwüre bekam und starb.

Bei den nächsten Trauungen lief alles wie am Schnürchen, ein Paar zu trauen, das war so etwas, wie eine Stulle zu essen. Als hätte ich das Amt schon immer ausgeübt. War ja auch nichts Besonderes. Erst sprach ich die paar amtlichen Floskeln, dann streifte ich ihnen die Ringe über, sofern sie welche hatten, sagte, daß der Ehebund rechtskräftig sei, und fügte von mir aus noch ein paar Worte hinzu:

„Möge euer Leben auf Rosen gebettet sein, achtet und ehrt einander, denn ihr seid euch fortan am nächsten von allen Menschen."

Und weil ich aus dem Herzen sprach und mir die Worte fast von selbst über die Lippen sprudelten, ließen alle im Büro die Arbeit liegen und kamen angelaufen, um wenigstens durch die halboffene Tür zu gucken und zuzuhören. Wenn das Fenster geöffnet war, drängten sich die Köpfe wie Blumentöpfe im Fenster. Denn diejenigen, die in der Gemeinde etwas zu erledigen hatten, wollten auch sehen und hören. Drei Jahre lang war ich Standesbeamter, dann versetzten sie mich in die Abteilung Ablieferungen.

☆☆☆

Kurz nach Ostern kam ein Revisor vom Kreis, und unser Vorsitzender führte ihn durch die Abteilungen. Ich war gerade dabei, geweihte Eier zu essen. Es hatte sich so eingebürgert, daß wir zum zweiten Frühstück immer einen kleinen Imbiß zu uns nahmen. Die Aufräumefrau brühte uns für einen Złoty ein Glas Tee auf. Und wenn ich in der Speisekammer etwas hatte, nahm ich es mit, um nicht schlechter dazustehen als die andern. Ich aß nicht, weil ich Hunger hatte, gegen Hunger war ich gefeit, es machte mir nichts aus, drei Tage zu fasten. Ich hatte die Ostereier, ein rotes, ein grünes, auf einer Zeitung ausgebreitet und pellte sie ab, als die beiden reinkamen. „Ach, werden hier geweihte Eier gemampft?" fragte der Vorsitzende mit spöttischem Unterton, und der Mann vom Kreis griente sonderbar.

„Ja", sagte ich und pellte seelenruhig weiter.

„Na, und sind die geweihten wirklich besser als die normalen?"

„Für mich ja, und wer andrer Meinung ist, braucht sie ja nicht zu essen."

„Hohoho! Dann müssen Sie ja eine Menge geweiht haben, daß Sie sie zu Hause nicht schaffen und im Büro essen müssen."

„Ein Schock."

„Aber die Gemeinde ist keine Kirche", knurrte er grimmig.

„Ich weihe sie ja nicht, ich esse sie bloß."

Er sagte nichts mehr, aber ich fühlte, er würde mir die geweihten Eier nicht verzeihen, zumal der

Fortsetzung auf Seite 40

HUMOR ★ Ausgefuchstes

Man kann nicht schlimm genug von den Schlimmen, nicht gut genug vonden Guten denken. Paul Heyse

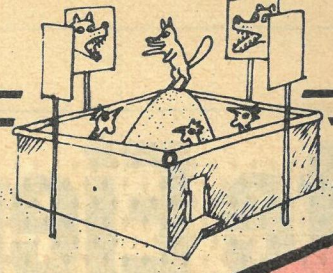
Der Fuchs als Architekt

Ein König Nobel liebte Hühner über alles;
nur will die Züchtung
gar nicht recht gedeihn –
und freilich konnt' es auch nicht anders sein
bei der Beschaffenheit des Hühnerstalles.
Er war zu schlecht vermacht,
da kommen über Nacht
die Diebe, das begreift sich,
und manches Huhn auch noch verläuft sich.
Zu steuern gründlich dem Verdruß,
faßt König Nobel den Entschluß,
sich einen großen Hühnerhof zu bauen,
ganz kunstgerecht und wohlverwahrt,
daß Diebe sich nicht mehr herangetrauen,
den Hühnern angenehm nach ihrer Art.
Da hat man denn dem Könige gesteckt,
es sei der Fuchs ein großer Architekt;
drum wird also der Bau ihm aufgetragen.
Der Fuchs beginnt und endet ihn mit Glück,
er tut sein Äußerstes, das muß man sagen,
und jeder ruft: „Ein Meisterstück!"
Da war auch alles, was man kann verlangen,
bequeme Futterplätze, Stangen,
ein Schutzdach gegen Frost und Hitze
und auch zum Brüten stille Sitze.
Dem Fuchs wird große Ehr' und Lob zuteil
und reichliche Belohnung;
Befehl ergeht sodann,
die Hühnerschar in Eil'
zu bringen in die neue Wohnung.

Doch führte die Veränderung zum Heil?
Nein. Freilich schien der Hof
geschlossen gründlich
und die Umzäunung dicht und hoch –
und doch,
der Hühner werden weniger allstündlich.
Man weiß sich vor Erstaunen
nicht zu lassen,
doch nun befiehlt der Leu,
scharf aufzupassen,
und wen hat man betroffen?
Den Fuchs, den Bösewicht!
Sein Bau zwar war solid und dicht,
daß keiner leicht ins Innre bricht:
Nur für sich selbst
ließ er ein Schlupfloch offen.

Iwan Krylow

Fuchs, du hast uns ganz bestohlen –
stellen fest:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber
(Redaktion),
Martin Kotsch
(Grafik).



Die gefräßigsten Füchse haben die seidigsten Pelze.
F. Hannemann

James Thurber

Das Einhorn im Garten

Es war einmal ein Mann, der saß an einem sonnigen Morgen in der Frühstücksecke, und als er von seinem Rührei aufblickte, sah er im Garten ein weißes Einhorn mit einem goldenen Horn, das in aller Ruhe die Rosen abfraß. Der Mann ging ins Schlafzimmer hinauf und weckte seine friedlich schlummernde Frau mit dem Ruf: „Im Garten ist ein Einhorn und frißt Rosen!" Sie öffnete die Augen und starrte ihn mißmutig an. „Das Einhorn ist ein Fabeltier", murmelte sie und kehrte ihm den Rücken. Der Mann ging langsam die Treppe hinunter und in den Garten hinaus. Das Einhorn war noch da und knabberte jetzt an den Tulpen. „Hier nimm, Einhorn", sagte der Mann, rupfte eine Lilie ab und gab sie ihm. Das Einhorn fraß sie mit ernster Miene. Freudig bewegt, kehrte der Mann ins Haus zurück und weckte abermals seine Frau. „Das Einhorn hat eine Lilie gefressen", berichtete er.
Die Frau setzte sich im Bett auf

Raubzeug

Nichts ist
dem Menschen sicher. Ovid

Zu begehrlich
bleibt nicht ehrlich.
Es stiehlt sich am besten
wenn man nicht
weit langen muß.
Räuber sind so lange
einig, bis sie ihre Beute
teilen.

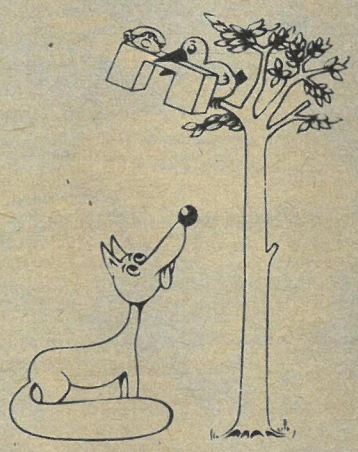
Des Räubers Sohn wird gern ein Dieb.
Lichtwer

Fricke

Ein schöner Raub macht kühnen Dieb.

Kasanewski, Kiew

Mancher will den Fuchs beschreiben
und kennt bloß
den Schwanz.



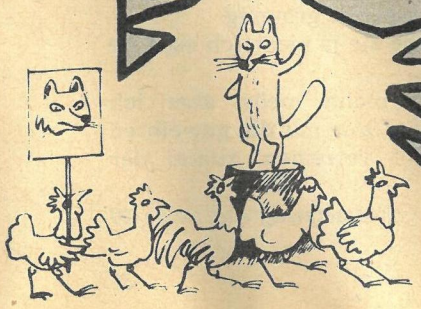
Georgiev, Sofia

Es ist gleichviel, wo einer sitzt,
wenn er nur etwas weiß.

Der „Ich-liebe-euch-alle!"-Schneck von Schlegel

2 Wochenspruch

Ertappt zu werden ist verdammtes Pech.
Horaz



Trauen kannst du schon, aber lege dich nicht ohne Flinte schlafen. Lew Tolstoi

Wo man es am wenigsten vermutet, springt ein Fuchs heraus.

Jagdpfründe

Schlau ist derjenige, welcher
abwartet, bis ihm andere die
Mittel zu seinem Zwecke her-
vorbringen.

Schleiermacher

Der Fuchsschwanz

Fand einen Fuchsschwanz im Wald.
Trug ihn beglückt nach Hause.
Benutzte den Fund auch bald.

Doch was tat ich Banause …
Sägte mit ihm und Genuß
einen Holzkopf in Scheiben.

G. W. Heyse

Selbstkritik

Wer mit sich selbst ins Ge-
richt geht, wird sich allenfalls
mit Bewährung bestrafen!

G. W. Heyse

Perspektive: Immer sachte

Beherrsch dich, Freund! Du sollst nie stur
und voller Ingrimm um dich schlagen.
Man darf die Haut, aus der man fuhr,
nicht obendrein zum Markte tragen.

Hansgeorg Stengel

und musterte ihn mit kaltem Blick. „Du bist ein Narr", sagte sie, „und ich werde dich ins Narrenhaus stecken lassen."

„Es hat ein goldenes Horn mitten auf der Stirn", teilte er seiner Frau noch mit, bevor er sich wieder in den Garten begab, um dem Einhorn zuzuschauen. Aber das Einhorn war fort. Der Mann setzte sich zwischen die Rosensträucher und schlief ein.

Sobald die Frau allein war, stand sie auf und kleidete sich an, so schnell sie konnte. Sie war sehr aufgeregt, und ihre Augen leuchteten triumphierend. Zuerst rief sie die Polizei an und dann einen Psychiater. Sie forderte sie auf, schleunigst in ihr Haus zu kommen und eine Zwangsjacke mitzubringen. Die Polizisten und der Psychiater kamen, setzten sich auf Stühle und betrachteten die Frau mit großem Interesse. „Mein Mann", begann sie, „hat heute morgen ein Einhorn gesehen."

Die Polizisten schauten den Psychiater an. „Er erzählte, es hätte ein goldenes Horn mitten auf der Stirn", schloß sie. Der Psychiater gab den Polizisten mit ernster Miene ein Zeichen. Sie sprangen auf und ergriffen die Frau. Sie hatten sie gerade in die Zwangsjacke gesteckt, als der Mann hereinkam.

„Haben Sie Ihrer Frau erzählt, Sie hätten ein Einhorn gesehen?" fragten die Polizisten.

„Natürlich nicht", antwortete der Mann. „Das Einhorn ist ein Fabeltier."

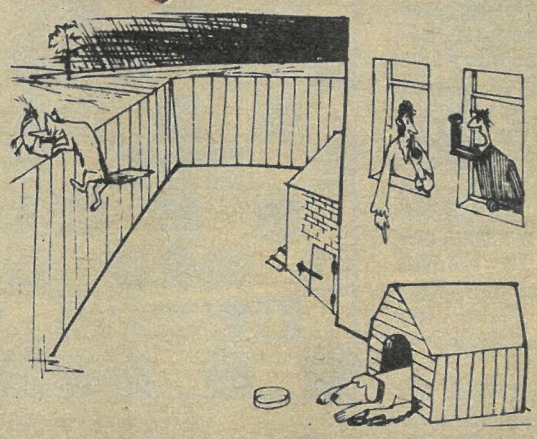
„Mehr wollte ich nicht wissen", sagte der Psychiater. „Es tut mir leid, Sir, Ihre Frau Gemahlin ist total übergeschnappt."

Die Polizisten führten die Frau ab, sosehr sie auch fluchte und schrie, und sperrten sie in eine Anstalt. Der Mann aber lebte glücklich und zufrieden bis an sein seliges Ende.

(gekürzt)

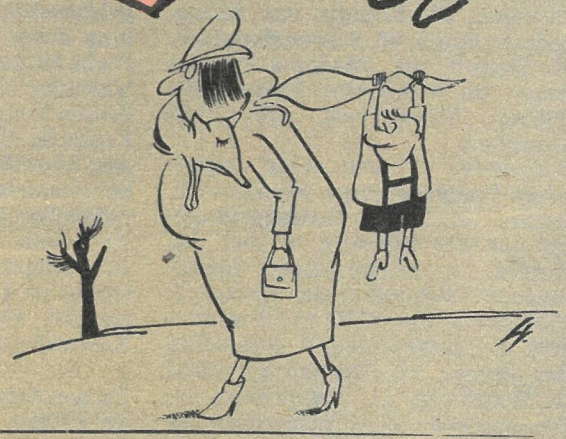
Knapp und ehrlich ist manchem beschwerlich.

Büttner



Wenn der Wächter nicht wacht, so wacht der Dieb.

Schultz



Worobjow, Shauliai

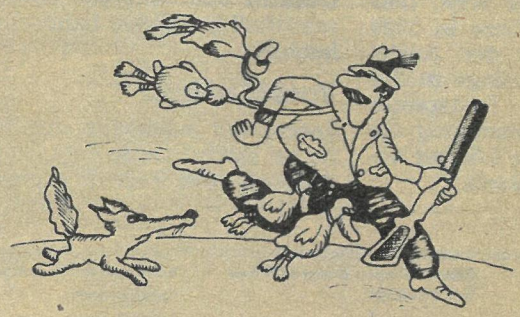
Wieder ein Fell davon-geschwommen!

Radaev

Schlauheit ist eine Gabe oder ein Talent. K. Čapek

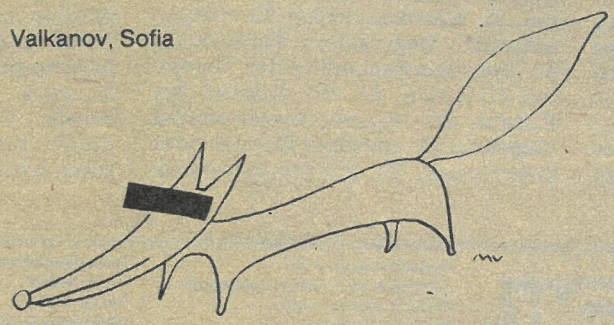
Für den Klugen ist nicht alles Zufall. Baltasar Gracian

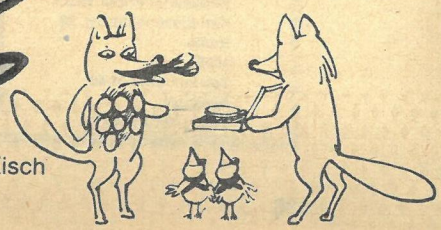
Schneider



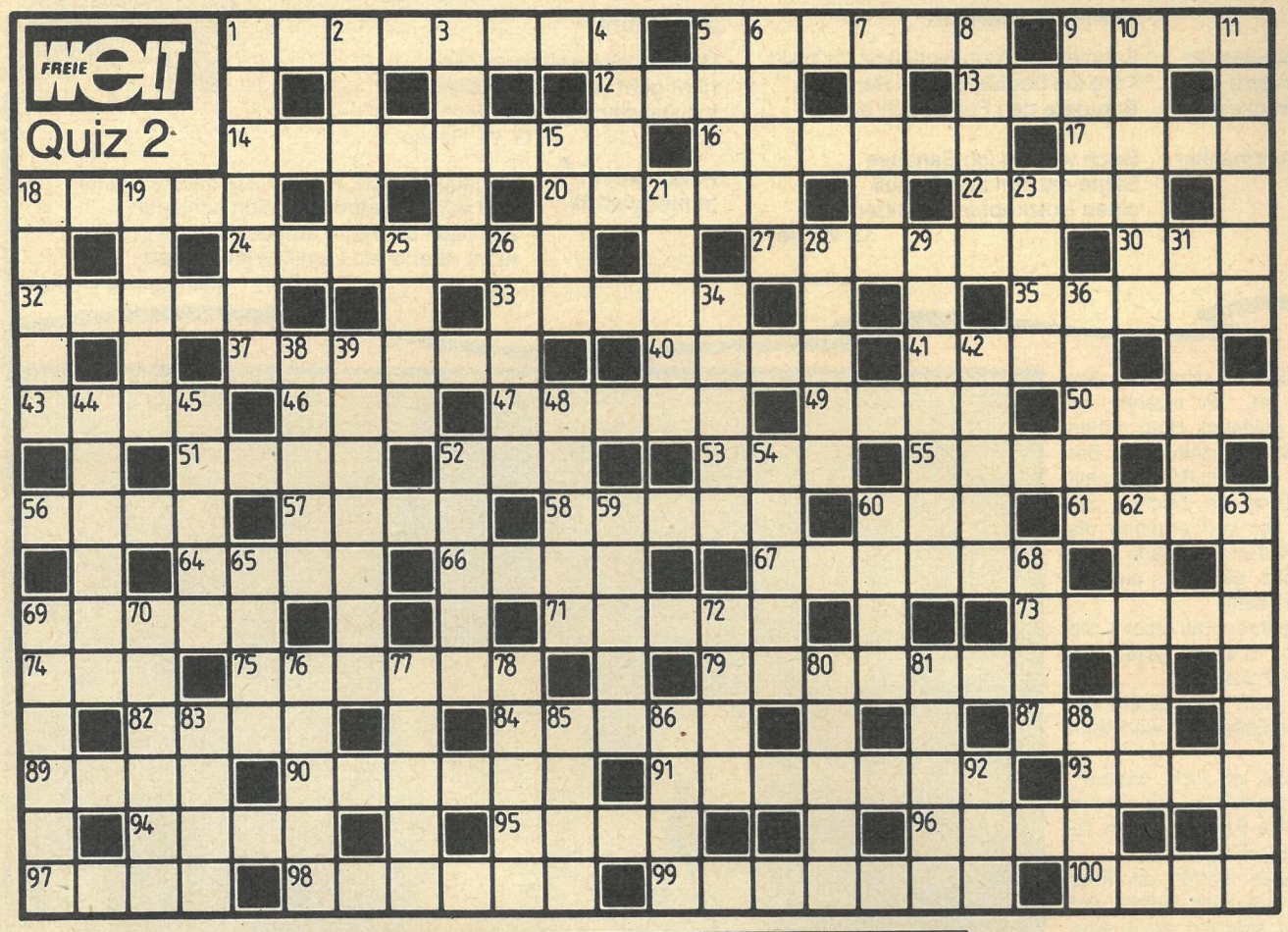
Begierde wird nie satt.

Valkanov, Sofia





Ein Dieb ist ein schleichendes Gift. Leise zu sein, ist seine ganze Kunst. Egon Erwin Kisch



27	87	64	18	76	99	1	35	63	47	42	97										

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Zoologischer Garten, 5. in der Arktis lebendes Raubtier, 9. stachliger Insektenfresser, 12. Frau des Osiris (ägypt. Mythol.), 13. Schornstein, Kamin, 14. fischfressender Ruderfußvogel, 16. das Täuschen anderer zur Erreichung eigenen Vorteils, 17. Anruf eines Schiffes auf See, 18. Tierwelt eines Gebietes, 20. Spielkarte im deutschen Blatt, 22. Selbstachtung, 24. nicht zum Ziel führender Weg in einem Labyrinth, 27. Titel einer Oper von Verdi, 30. Habe, Besitz, 32. Karpfenfisch, 33. Zirkus der DDR, 35. Landschaftsform, 37. Münzeinheit in der Schweiz, 40. Truthenne, 41. Titel eines Jugendbuches von Renn, 43. weibliche Bühnenrolle, 46. Gestalt aus „Der arme Konrad", 47. Raubtier, Großkatze, 49. Singvogel, 50. Titelgestalt bei Gershwin, 51. überschwenglich verehrter Mensch, 52. französ.: Salz, 53. Fluß in Peru, 55. Wildpflege in der Natur, 56. Wettkampf im antiken Griechenland, 57. Stern im Sternbild Walfisch, 58. Titel des japanischen Kaisers, 60. Fluß im Nordwesten der BRD, 61. preußischer Generalfeldmarschall (gest. 1879), 64. Vater eines Geschlechts von Riesen (Sage), 66. Darstellungsweise, 67. Flugkörper, Geschoß, 69. Gefährt, 71. Ölpflanze, 73. Strohlager für Tiere, 74. Feuerländer, 75. Außenhülle der Schildkröten, 79. Einheit des Volumens in Großbritannien und den USA, 82. Ratgebersendung des Fernsehens, 84. italienische Geigenbauerfamilie (16./17. Jh.), 87. Lotterieschein, 89. Schutzbau, Erdaufschüttung, 90. Ränkespiel (veraltet), 91. andere Bezeichnung für die Plötze, 93. den Verkehrsfluß behindernde Situation, 94. eine der Gezeiten, 95. Königin von Sparta (griech. Sage), 96. Ausweglosigkeit, 97. Gestalt aus „Madame Pompadour", 98. Wehgefühl, Trübsal, 99. Hirten-, Wandervolk, 100. Hufkrankheit.

Senkrecht: 1. nach einer ungarischen Stadt benannte Weinsorte, 2. Irrtum (latein.), 3. Schlagersängerin aus der Schweiz, 4. Teil des Kopfes, 5. immergrüner Nadelbaum, 6. Nebenfluß der Rhône, 7. Funktionär der KPD (1933 ermordet), 8. Niederschlag, 9. Nebenfluß der Donau, 10. Tierhaltungsstätte in Tiergärten, 11. Schnittholz, 15. Sinnesorgan, 18. Pflanzenwelt eines Gebietes, 19. Ungezogenheit, 21. bildlicher Ausdruck (Stilistik), 23. Schlag, 25. Arbeitsmaterial des Stukkateurs, 26. Altberliner Original, 28. Märchengestalt, 29. wissenschaftlich begründete Vermutung, 31. Spezialorganisation der Vereinten Nationen, 34. die Kapitel des Korans, 36. Wasser bewohnendes Nagetier, 38. würziger Geruch oder Geschmack, 39. schwimmgewandter Ruderfußvogel, 42. Sohn des Agamemnon (griech. Sage), 44. Kammechse, 45. Sportbootklasse, 48. einheimisches, kleines Raubtier, 52. Hasenlager (weidm.), 54. Titel einer Oper von Bellini, 59. Gestalt aus „Die sizilianische Vesper", 60. Widerwille, Abscheu, 62. alte Bezeichnung für Oberst, 63. schlangenförmiger, zu den Rundmäulern gehörender Fisch, 65. Übervorteilung durch ungerechtfertigt hohen Preis, 68. zur Familie der Pferde gehörender Unpaarhufer, 69. in den Anden lebender Geier, 70. Teil des Fensters, 72. Aufgeld, 76. enthaltsam lebender Mensch, 77. in Afrika beheimatetes Wildpferd, 78. hühnergroßer Sumpfvogel, 80. Hauptstadt von Tibet, 81. wüstes, ausschweifendes Gelage, 83. Doppeltreffer im Lotto, 85. großes Gewässer, 86. Fischfett, 88. Sand- und Kieswälle, 92. Hausflur (Mundart).

Zu den Sehenswürdigkeiten in Berlin (West) gehört zweifelsfrei der Zoo, der am Südrand des Tiergartens zu finden ist. Der im Jahre 1844 angelegte Tierpark gehört zu den artenreichsten der Welt, 1983 wurden hier 10 843 Tiere in 1527 Arten gezählt. Einer der Anziehungspunkte dieser Anlage ist der Eingang von der Budapester Straße. Und die Bezeichnung für diesen Eingang ist die Lösung unseres heutigen Preisrätsels.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 2 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 14. Februar 1990 (Datum des Poststempels). Die Auflösung und Namen der Gewinner, die unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt werden, veröffentlichen wir in unserem Heft 5/1990.

Sie können gewinnen:

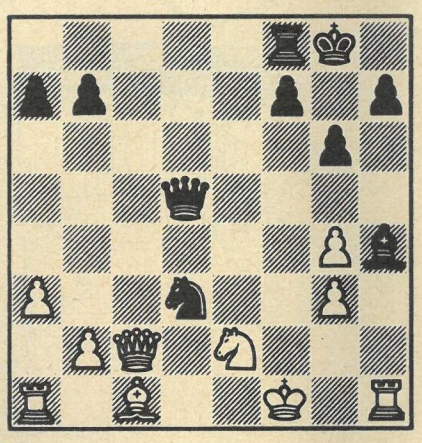
1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

SCHACH

Der Zug des Rainer Knaak

Seine wohl beste Leistung bei der Schacholympiade in Saloniki '88 bot unser Leipziger Großmeister Rainer Knaak im Duell DDR-USA (2:2) gegen Larry Christiansen. Siehe die Diagrammstellung: Welcher Zug wäre jetzt der stärkste, beste für Weiß? Die Rochade hatte ihm der Rappe mit 19. ...Sd3+ 20. Kf1 Dd5 versalzt. Nach 21. T:h4 Df3+ wäre die Partie remis. Dazu die schweizerische SCHACHWOCHE:

„Schwarz steht drohend, aber es gibt einen Zug, der die Stellung zugunsten von Weiß klärt, und Knaak findet ihn": **21. Sg1! Te8 22. Lh6 L:g3 23. Td1 D:h1 24. D:d3 Dh2 25. De2! D:e2+ 26. S:e2 Le5 27. b4 b5 28. Td7 Ta8 29. Sd4 a6 30. Sc6 Lf6 31. g5 Lb2 32. Se7+ Kh8 33. Sd5 a5 34. ba Schwarz gab auf.**



Um die Ecke gedacht

Gesucht wird eine von einem Ostseezufluß gehaltene Landschaftserhebung.

Vorsetzrätsel

Jedem der nachfolgenden Wörter ist ein Buchstabe so voranzusetzen, daß sich neue Begriffe ergeben:

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

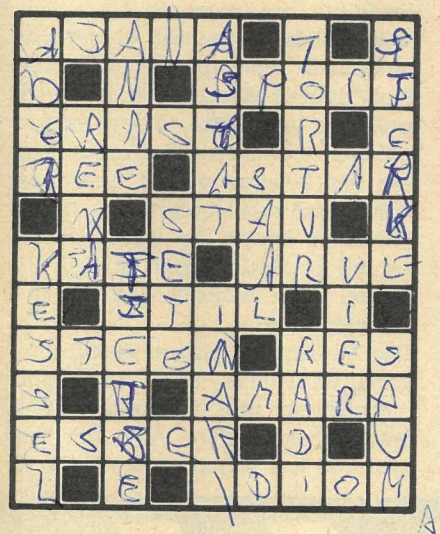
Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Bild: Volkmar Billeb
Tel.: 2 44 27 03
Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48

Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Detlef Christel

Egel – Ster – Rade – Adel – Eros – Asen – Elle – Eule – Last – Eger – Elke – Egge – Anne – Loge – Wein – Eman.
Bei richtiger Lösung ergeben die neuen Anfangsbuchstaben – nacheinander gelesen – den Schöpfer des Musicals „West Side Story" (Vor- und Familienname).

Zum Selbstbauen

Die nachfolgenden Wörter sind so in die Figur einzusetzen, daß sich die Lösung eines vollständigen Kreuzworträtsels ergibt.
Ree – Res;
Ader – Anne – Arve – Kate – Radi – Reka – Saal – Saum – Sete – Stau – Stil – Vier;
Adana – Amara – Astat – Aster – Ernst – Esser – Idiom – Inari – Sport – Steen;
Kessel – Sterke – Tortur – Tsetse.

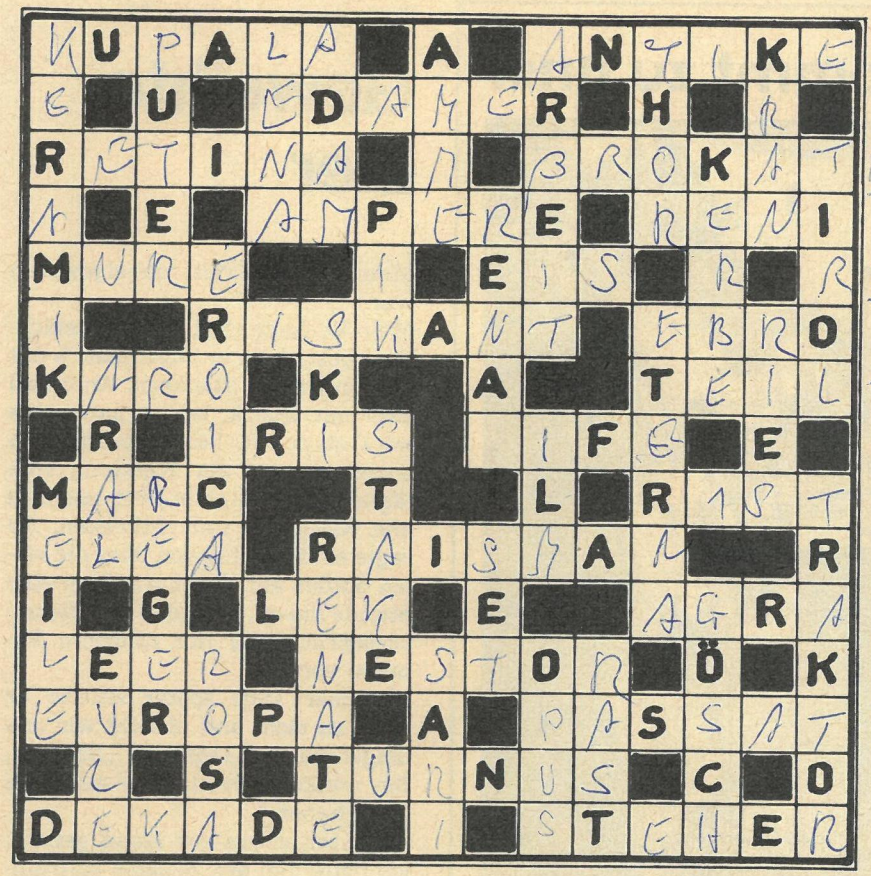


Umstellrätsel

Die nachfolgenden Wörter sind durch Umstellen der Buchstaben in neue Begriffe zu verwandeln.

Auber – Linse – Taler – Satte – Sahne – Nebel – Sorbe – Tanne.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter – nacheinander gelesen – eine Wintersportart.



Kreuzgitter

Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. Gestalt aus „Der zerbrochene Krug", 2. Ausstellungsgelände in Markkleeberg, 3. das Altertum und die alte Kultur Griechenlands und Roms, 4. Kinderfrau, 5. SI-Basiseinheit der elektrischen Stromstärke, 6. Name eines Sees in der Sowjetunion, 7. produktive Tätigkeit, 8. schweres, reich gemustertes Seidengewebe, 9. Zeitraum von zehn Tagen, 10. Fluß in Spanien, 11. nach einer niederländischen Stadt benannte Käsesorte, 12. Aggregatzustand des Wassers, 13. Sitz einer altgriechischen Philosophenschule in Unteritalien, 14. Titel der 3. Sinfonie von Beethoven, 15. Schallplattenmarke der DDR, 16. nachtaktiver Vogel, 17. Erdteil, 18. kleine Flagge auf dem Vorsteven (seem.), 19. Nebenfluß der Saale in Thüringen, 20. Regenbogenhaut im Auge, 21. Spielkartenfarbe (französ. Blatt), 22. Töpferkunst, 23. kleiner Einschnitt, 24. Baustellengroßgerät, 25. belorussisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1942), 26. Kreisstadt in Niedersachsen, 27. Währungseinheit in Albanien, 28. Strom in der Sowjetunion, 29. deutscher Maler und Grafiker (gest. 1916), Mitbegründer der Künstlervereinigung „Der blaue Reiter", 30. alte Längeneinheit, 31. Schutt- und Schlammstrom im Hochgebirge, 32. ältester Gelehrter eines Faches, 33. Schwermetallkern der Erde, 34. Gesamtwerk eines Künstlers, 35. gleichmäßig wehender Tropenwind, 36. Spielkartenfarbe (französ. Blatt), 37. Truthahn, 38. sowjetischer Regisseur des Filmes „Neuland unterm Pflug", 39. Wanderpause, 40. deutscher Komponist (gest. 1916), 41. französischer Orientalist (19. Jh.), 42. Frauenname, 43. italienischer Maler (gest. 1642), 44. Netzhaut des Auges, 45. Papierzählmaß, 46. gefährlich, gewagt, 47. Fußrücken, Handgelenk, 48. Farbton, 49. Wickelgewand der indischen Frau, 50. Serie zusammengehöriger Dinge, 51. Wintersportgerät, 52. Schubstange, Rundholz, 53. Dauerfahrer hinter Motorschrittmacher (Radsport), 54. Stück vom Ganzen, 55. Gott des Gewitters (nord. Mythol.), 56. Bundesland der Republik Österreich, 57. Zugmaschine, Schlepper, 58. Reihenfolge, Wechsel.

Silbenrätsel

Aus den nachfolgenden Silben sind 10 Wörter der angegebenen Bedeutung zu bilden, deren dritte Buchstaben – von oben nach unten gelesen – die SI-Einheit des Raumwinkels ergeben.

An – an – ar – ba – berg – chie – de – ge – ger – kar – lei – net – ra – re – sa – set – sie – sta – ta – te – te – te – ter – ton – tor.

1. Programmankündigung
2. langhaarige Hunderasse
3. Wettkampfgewinner
4. Verpackungsbehälter
5. Planlosigkeit; Chaos
6. Stadt bei Dresden
7. Berghang (österr.)
8. feststehender Teil einer elektrischen Maschine
9. Edelapfel
10. Süßkartoffel

Einer fehlt

Jedem der nachfolgenden Wörter ist jeweils an gleicher Stelle so ein Buchstabe hinzuzufügen, daß sich neue Begriffe ergeben.

Eloge – Tran – Taube – Sigma – Tema – Liter – Segel – Kappe – Silla – Butler.

Bei richtiger Lösung ergeben die neu eingefügten Buchstaben – nacheinander gelesen – den eigentlichen Namen (Vor- und Familienname) des Schriftstellers Peter Nell.

Auflösung aus Heft 1/1990

Kreuzgitter. Waagerecht: Stempel (64), Stall (14), Eder (54), Aids (42), Eboli (24), Ranke (49), Nautik (30), Ukas (66), Kreis (56), Eton (34), Tenne (61), Eris (1), Gose (28), Nota (67), Ast (52), Amerika (15), Lek (39), Rum (4), Res (57), Elm (32), Ali (43), Element (10), Lar (21), Seni (41), Otte (31), Lias (53), Natur (59), Tank (7), Kauri (58), Hupe (16), Batate (72), Organ (11), Loris (37), Aron (26), Unna (71), Lemma (23), Tristan (45).
Senkrecht: Speck (6), Epode (12), Plinse (47), Leguan (70), Serie (36), Traktat (20), Lakune (62), Liek (13), Isis (38), Apis (17), Rho (27), Item (44), Nor (3), Enkelin (5), Rakett (50), Stimme (25), Geröll (55), Samara (40), Oase (63), Alge (2), Elis (18), Iren (29), Mut (8), Nora (48), Ainu (69), Einbaum (35), Tar (33), Sterne (60), Ararat (51), Ukelei (65), Kanna (19), Unrat (68), Ibsen (9), Haar (22), Pool (46).
Vorsetzrätsel: (L)aster – (A)raten – (K)lappe – (O)bolus – (N)orden – (I)taler – (E)karte – (N)arkose – Lakonien.

Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Telemeter, 4. Rater, 6. Rederei, 8. Terpene, 10. Tabu, 11. Besansegel.
Senkrecht: 2. Legende, 3. Terra, 5. Terrine, 6. Regatta, 7. Reiter, 9. Pelose, 11. Bube.
Wörter in Kreisen: 1. Geläuf, 2. Fuder, 3. Eremit, 4. Grade, 5. Freiberg, 6. Miete, 7. Reseda, 8. Blase, 9. Bimmel.
Um die Ecke gedacht: Oberhaupt.
Ohne Blindfelder. Waagerecht: 1. Spaten (G), 2. Raum (B,D), 3. Aragon (G), 4. Ster (B,D), 5. Elan, Era (E), 6. Liter (F,H), 7. Raste (A,C), 8. Lew, stop (D), 9. Ares (E,G), 10. Ritual (B), 11. Garn (E,G), 12. Antrag (B).
Senkrecht: A) Spatel, Lauge, B) Liber, C) Ararat, Werra, D) Ner, Sinn, E) Eros, Ras, F) Nante, Stauer, G) Erato, H) Amara, Epilog.
Nachsetzrätsel: Taro(m) – Ries(e) – Hege(l) – Tang(a) – Isla(m) – Sole(i) – Solo(n) – Melamin.

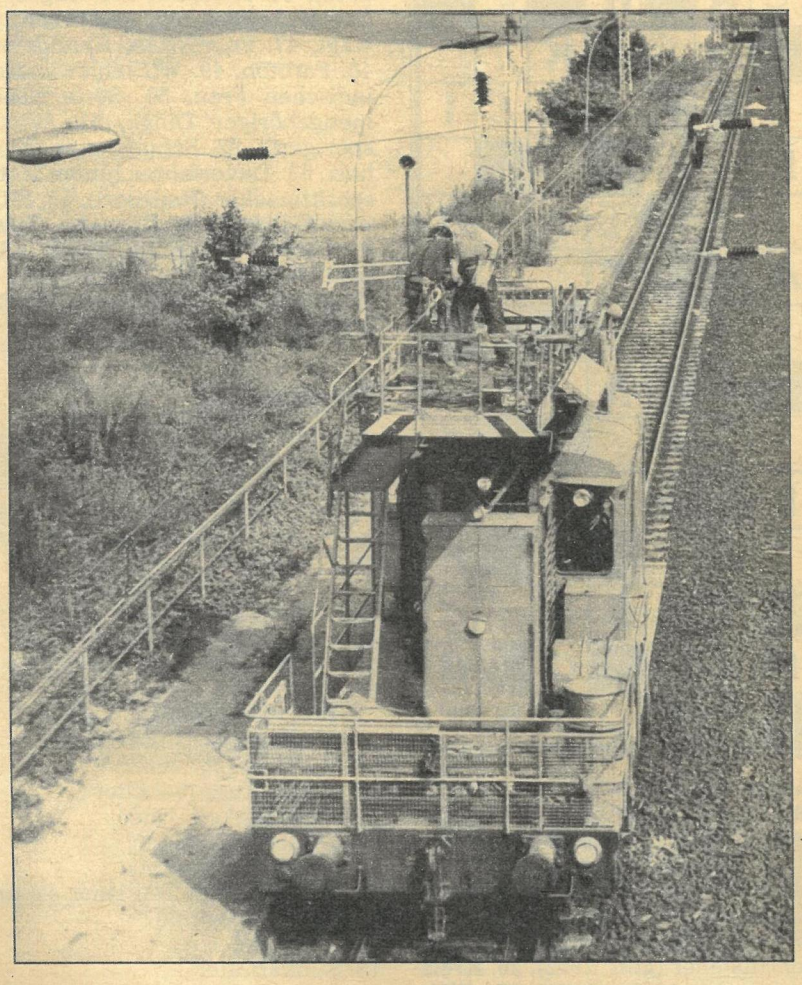
Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 25) aus Heft 25/1989

Waagerecht: 1. Winter, 5. Rodel, 8. Abend, 13. Lire, 14. Erde, 15. Eris, 16. Schnee, 17. Inari, 18. Arena, 19. Silbe, 21. Agon, 22. Song, 24. Null, 26. Narr, 29. Edam, 32. Raabe, 33. Alba, 36. Esna, 39. Rate, 42. Bakken, 43. Eisstadion, 45. Ingo, 47. Dost, 49. Eagle, 52. Gnu, 53. Biathlon, 57. Damm, 59. Gambe, 61. Orel, 63. Aura, 64. Rittberger, 66. Logger, 67. Tran, 70. Dreh, 72. Abel, 75. Eloge, 77. Ehre, 80. Erne, 83. Isis, 85. Bora, 87. Susa, 89. Ritus, 90. Staat, 91. Debet, 92. Tauber, 93. Kobo, 94. Rita, 95. Eder, 96. Osten, 97. Artek, 98. Mater, 99. Reiter.
Senkrecht: 1. Wesen, 2. Neher, 3. Elea, 4. Riegen, 5. Reine, 6. Drama, 7. Leis, 8. Adana, 9. Bergamo, 10. Nenner, 11. Drau, 12. Asyl, 19. Spa, 20. Lab, 23. Orade, 25. Lot, 27. Alkan, 28. Reed, 30. Deich, 31. Meteor, 34. Len, 35. Abo, 37. Snob, 38. Asta, 40. Arg, 41. Ede, 44. Nem, 45. Ingot, 46. Gamma, 48. Sirene, 50. Amara, 51. Lorke, 52. Ger, 54. Tiger, 55. Lord, 56. Nele, 58. Argon, 60. Stier, 62. Lohe, 65. Isobare, 68. Res, 69. Nestor, 71. Raster, 73. Batate, 74. Lisene, 76. Gotik, 78. Habit, 79. Ester, 81. Rabat, 82. Error, 83. Inka, 84. Isba, 86. Adam, 88. Aare.
Lösung: Riesenslalom

Es gewannen:
1. Preis:
100,– Mark — E. Moliterus, Gotha, 5800
2. Preis:
75,– Mark — Ronny Helbig, Freiberg, 9200
3. Preis:
50,– Mark — Heinz Kunze, Borna, 7200
4.–8. Preis:
je 25,– Mark — Elsa Haacke, Zerbst, 3400; Heinz Weiß, Hartenstein, 9509; Alice Schwarz, Rostock 22, 2520; Käte Bruckner, Schkeuditz, 7144; Elfriede Schwerdtfeger, Sörnewitz, 8273.

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presse- und Informationsdienstes der Regierung der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag
Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Anzeigen aus dem Ausland: Berliner Verlag, Tel. 2 70 32 03
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr) Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

Kommt zu uns!



Wir elektrifizieren die Deutsche Reichsbahn.
Das heißt, schneller, umweltfreundlicher und energetisch günstiger zu fahren. Das Vorhaben „Zentrales Jugendobjekt Streckenelektrifizierung der DR" stellt das wichtigste Investitionsobjekt zur Transportrationalisierung dar.
Für diese komplexe und interessante Aufgabe benötigen wir:

Fahrleitungsmonteure
Elektromonteure
Maschinen- und Anlagenmonteure
E- und A-Schweißer
Schlosser mit Schweißerqualifikation
Facharbeiter der metallverarbeitenden Industrie
Meister für E-Technik/Meister für Maschinenbau

Wir bieten Ihnen
- Entlohnung nach Produktivlöhnen
- Arbeitszeit im Zyklus, d. h. 8 Tage Arbeitszeit/6 Tage Freizeit dafür Sondervergünstigung von 0,80 M/h
- bei Montageeinsatz erhalten Sie zusätzlich
  - 9,– M Auslösung pro Tag
  - Wegegeld und Fahrgeldrückerstattung
  - Zuschlag für Fernbaustellen/Fernmontage
- Jahresendprämie
- vorhabenbezogene Komplexwettbewerbsprämie
- Qualifizierungsmöglichkeiten zum Fahrleitungsmonteur, Meister oder Ingenieur
- Entwicklungsmöglichkeiten zum Bauleiter
- soziale Bedingungen
  - aktive Erholung in den betriebseigenen Ferienheimen
  - materielle Stimulierung bei langjähriger Betriebszugehörigkeit
  - spezifische Vergünstigungen gemäß BKV

Ihre Bewerbung richten Sie bitte an:

VEB Starkstrom-Anlagenbau Leipzig-Halle „Paul Verner"
Starkstrom-, Fahr- und Freileitungsanlagenbau Halle
Thälmannplatz 5
Halle
4020 **Tel. 87 05 35/6 35**

Fortsetzung von Seite 35

Geweihte Eier

Mann vom Kreis dabeigewesen war.
Mein Verhalten hat ihn wohl mächtig erbost, denn er begann auch mit den andern zu stänkern. Anton aß Brot mit Quark, beides hat nichts mit Gott zu tun, höchstens mit dem Vaterunser, in der Wendung vom täglichen Brot, aber Brot essen ja alle, Gläubige und Atheisten. So regte er sich bei Anton über die vielen Stullen auf, daran werde er eine Stunde kauen, während die Dienstvorschrift dafür nur fünfzehn Minuten vorsah.
Ein paar Tage später zitierte er mich zu sich, und obwohl wir uns längst duzten, sagte er: „Szymon, Sie trinken zuviel. Das muß ein Ende haben."
Hätte ich etwas zur Hand gehabt, ich hätte ihm den Schädel zertrümmert, aber da waren nur ein Tintenfaß und ein Löscher. Was konnte man damit ausrichten?
„Komm mir bloß nicht so förmlich, Blödmann. Ich heiße Szymon, falls du's vergessen hast. Und ich trink für mein eignes Geld. Denkst du, ich weiß nicht, was dich fuchst? Nicht mein Saufen. Du bist auch kein Heiliger. Wie oft hast du stinkbesoffen im Straßengraben gelegen. Jetzt spielst du dich mächtig auf, dabei hast du dir während der Okkupation mächtig in die Hosen gemacht."
Eine Woche später bekam ich die Kündigung. Gewiß nicht wegen des Trinkens, damals trank ich nicht mehr soviel, nein, die Ostereier haben ihn erschreckt. Vielleicht aß er sie genausogern wie ich, aber er pellte sie unterm Federbett, und sein Kind mußte vorm Haus Schmiere stehen, damit ihn keiner überrasche. Und nun hatte er mit ansehen müssen, wie ein Staatsdiener am staatseigenen Schreibtisch in seinem Amt seelenruhig geweihte Eier aß – die Eier müssen ihm wie Handgranaten vorgekommen sein. Er hatte nicht nur vor geweihten Eiern Angst. Alles flößte ihm Angst ein. Und wehe, wenn einer in seiner Gegenwart aufseufzte und die Worte „Mein Gott" in den Mund nahm. Er wurde puterrot und hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre, den Seufzer am liebsten seinen Leuten in den Mund zurückgepreßt.
„Seufzen könnt ihr nach Dienstschluß zu Hause. Hier ist eine Behörde, hier wünsche ich keinen Aberglauben!"
Die Menschen seufzen ja mitunter ganz unbewußt. Eher kann man sich Worte und Gedanken abgewöhnen als Seufzer. Aber der Vorsitzende war schon so ein Mensch.

Kraftfahrzeughalter!

Die Kfz-Steuer und der Beitrag zur Kraftfahr-Haftpflicht-Versicherung sind fällig.

Zahlen Sie rationell, lassen Sie abbuchen!

Für das laufende Jahr wird Ihr Abbuchungsauftrag bis 31. März entgegengenommen.

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

ZAR WASSERWIRBEL

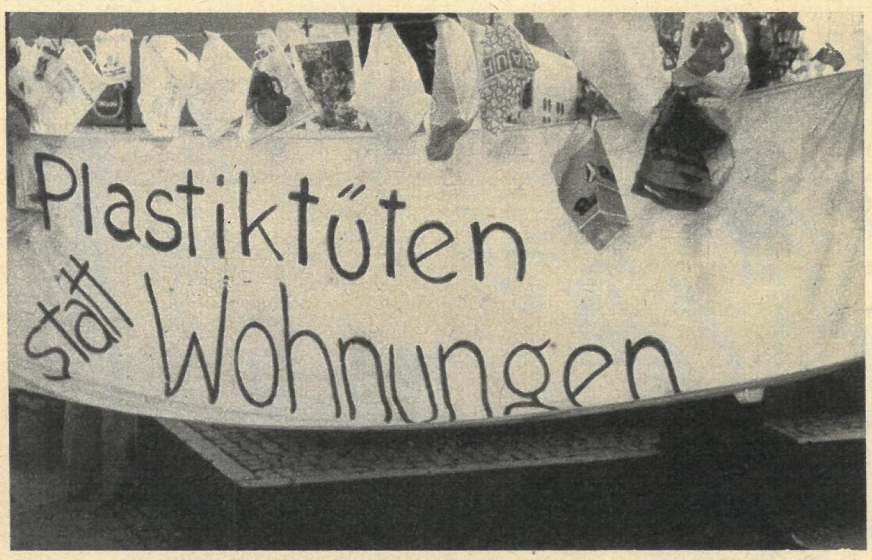
„Gut gesprochen, Prinzessin! Hier sind zwei Ungeheuer aufgetaucht, ein großes mit einem krachmachenden Stock und ein kleines, das auch herumlärmt. Sie wollen Maria mitnehmen!" „Heißt der Kleine vielleicht Wanja? Dann ist er nämlich Marias Sohn. Sie hat soviel von ihm gesprochen, daß ich ihn richtig liebgewonnen habe."

„Höre meinen Plan: Führe Maria zum Ufer des Teiches und stelle sie so hin, daß sich ihr Bild im Wasser spiegelt, und ruf: ‚Quak, quak, fiep, fiep! Tritt aus dem Wasser zu deinem Ebenbild ans Land. Das wiederholst du so oft, bis neben der echten Maria sieben Trugbilder stehen. Sie ähneln sich wie ein Wassertropfen dem anderen! Nun geh!"

„Minister Quak! Du folgst der Prinzessin. Sobald sie meinen Befehl ausgeführt hat, sperrst du sie in den Keller und legst sieben Schlösser davor!"
So. Jetzt gilt's den Soldaten zu beschwatzen. Ich muß ihm mit meinen Schätzen die Augen blenden!

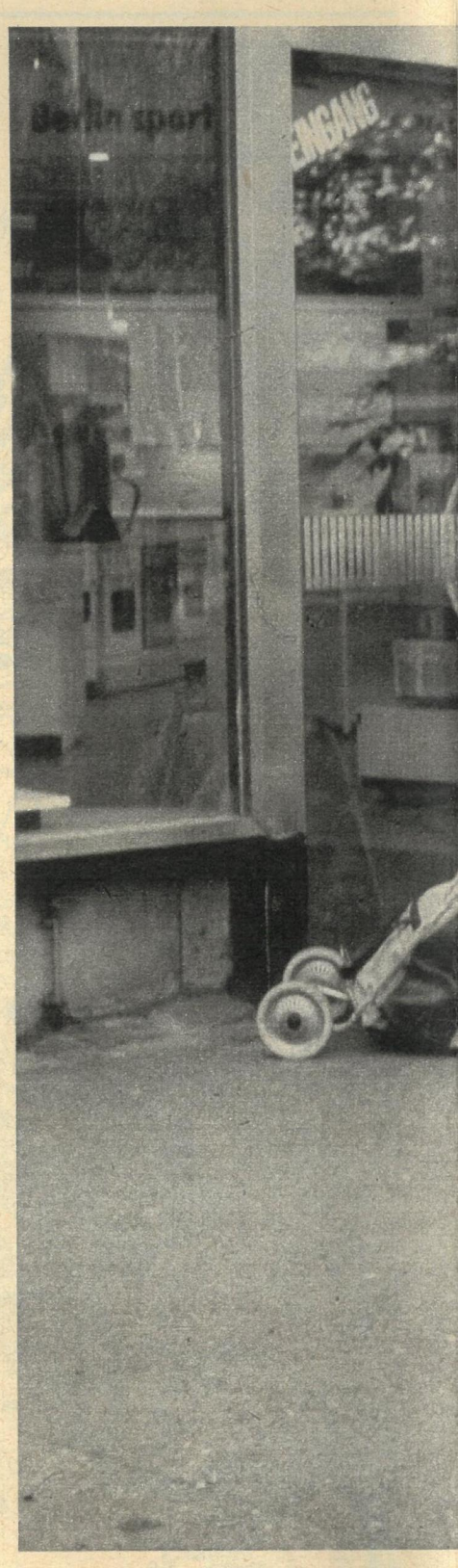
Ich staune über mich selbst, meine Goldfischchen! Meine ganze Bosheit habe ich im Wald verschwendet. Jetzt ist Liebe zu euch in mein Herz gezogen. Ich werde euch mit Schätzen überhäufen. Eh, Esberk! Tenffö eid nehurt!"
„Nanu, was sprichst du für eine merkwürdige Sprache, Wasserwirbel? Viele Länder habe ich durchwandert, aber solch Kauderwelsch hörte ich nirgends!"
„Tja, mein Lieber, das ist die Krebssprache. Da muß man die Worte rückwärts sprechen, da der Krebs ja rückwärts kriecht. Er hat sein ganzes Leben darauf eingerichtet. Für uns heißt es Krebse, für sie Esberk. Wir sagen ‚Öffnet die Truhen!' Die Krebse aber verstehen nur ‚Tenffö eid nehurt!"

Frei nach dem Theaterstück des sowjetischen Dichters Jewgeni Schwarz, gezeichnet von Tatjana Neljubina. Redaktion: Karin Kopp



◀
Die bittere Ironie des Spruchs muß man einem von hier erst erklären. „Plastiktüte" – Hülle aller Habe – ist zum Synonym geworden für ein Leben ohne Obdach. Per Zufall traf ich Anfang November in Charlottenburg auf diese Protestaktion kirchlicher Hilfsstellen; sie hatten, völlig überlastet, für drei Tage ihre Teestuben, Suppenküchen zugemacht, verlegten die Armenspeisung auf die Straße. Seltsam ähnliche Bilder wenige Tage später; da aber ging der Schlag Erbsen an die in Massen Zugereisten, und die eigentlich Bedürftigen waren an den (Stadt-) Rand gedrängt.

▶
Eine Begegnung der anderen Art: Plaste zu Plastik. Kudamm-Jule, Tüten-Irma sagen die Leute da zu ihr. „Zu Hause" Ecke Knesebeckstraße, im Freien Tag wie Nacht. Mehr ein provokantes Symptom denn die typische Existenz des Wohnungslosen. Der sucht sich eher zu verbergen, weshalb das Problem von derzeit 12 000 in dieser Stadt dem gelegentlichen Besucher kaum ins Auge fällt.



Etwas über

◀
Gleich wieder wird ein Laster geöffnet werden, und es gibt was umsonst. Warum da nicht zugreifen? Zwei aus der drängenden Menge werde ich schwerlich vergessen. Einen Burschen mit hochrotem Kopf, auf dem Sturm zum nächsten Container: „Ich hab schon sechse!" Und eine etwa Zwölfjährige mit den Augen zu Boden: „Komm weg hier, Mammi, ich schäme mich so."

Was mich zum ersten Mal wunderte vor vielleicht zwanzig Jahren: Für viele Westler, die im Transit hier durchrauschten, wurde ausgerechnet eine Werbesäule zum bleibenden Eindruck, ja Inbegriff der DDR: „Plaste und Elaste aus Schkopau", an der Elbebrücke bei Wittenberg. Ich fühlte mich daran jetzt erinnert vor einem Modeladen in der Kreuzberger Bergmannstraße mit dem persiflierenden Namen „Plaste und Elaste". Denn dort sagt man's anders, seit eh und je: „Plastik"! Ein signifikanter Fall für die Spaltung der deutschen Zunge. Das Kuriosum schlägt alltäglich zu

ik Plastetüten

Worte in einem Allgebrauchsgegenstand der neuesten Zeit: der Pl.-Tüte. Über Grenzen getragen ohne Zahl, jedoch mehr her als hin. Und wie die feilen Folien dabei ihre Anrede abwandeln, so erfahren sie zugleich einen eigentümlichen Sinnsprung. Hier zumeist doch bewundert, begehrt, gerne vorgezeigt – der Konsumartikel schlechthin, das Teilnahmediplom am DM-Hoffnungslauf, steht der bunte Beutel dort lange schon im Ruch eines negativen Statussymbols. Gerade mal gut für den Weg von der Boutique schnurstracks nach Haus. Bloß ein paar Außenseiter schätzen ihn als ein bereits bewahrenswertes Kulturgut.

So ist er mir erschienen im bewegten November 89, zwischen den beiden Berlins: ein vieldeutiges Fanal dieser Zeit, profane Reliquie und Requisit des großen Welttheaters.

Übrigens erscheint bei Haude & Spener in Westberlin seit 1982 Auflage um Auflage „Ein deutsch-deutsches Wörterbuch". Sein Titel? Erraten! „Plaste und Elaste."

Robert Michel

Fotos: Robert Michel

Aus dem SPRUCHplasteBEUTEL

Plast, der (DDR-Kunststoff / Plastik[2], das (Kunststoff) Duden Rechtschreibung; Mannheim/Wien/Zürich, 19. neu bearb. u. erw. Aufl. 1986

Mein ehemaliger Chef, der keine bunten Plastetüten duldete, wird seine Sehgewohnheiten umstellen müssen.
Sonntag; Berlin/DDR, 48/1989

Bei übergesiedelten Akademikern beklagt ein Betreuer „die ‚mangelnde Aggressivität und Präsentdefizite' bei Bewerbungen: ‚Die gehen mit der Plastiktüte in der Hand hin und wundern sich, daß sie damit schon durchgefallen sind.' "
stern; Hamburg, 35/1989

25 Jahre voll im Einsatz – Beispiele einer phantasievollen Alltagskultur
Karin Bartl u. a.: Plastiktüten. Kunst zum Tragen; Fackelträger-Verlag, Hannover 1986

„Für jeden Mist kriegste 'ne Tüte", zitiert der Tagesspiegel eine junge Ostberlinerin, die in einem unserer Konsumtempel eine Kleinigkeit gekauft hat. Und im Unterton schwingt nicht Kritik, sondern eher Begeisterung mit. Die bunten Plastiktüten, die viele von uns eher als überflüssigen Beitrag zur Müllawine ansehen (aber dennoch benutzen), gelten in der DDR als attraktiver Mini-Luxus.
Berliner Luft-Zeitung; Berlin-West, 15/1989

Beginnt sich Ihr Umweltbewußtsein zu entwickeln, um es in Plastiktüten zu ersticken?
Studentische Anti-Wiedervereinigungsinitiativen Berlin, Aufruf zur Demo am 19. 12. 1989

Plaste Pl (Sammelbezeichnung für synth. makromolekulare Werkstoffe); Sg Plast, der
Duden Rechtschreibung; Leipzig, 2. durchges. Auflage (der 18. Neubearbeitung) 1986

NEU

Unser Foto – Ihr Text

Wir stellen eine Aufnahme vor – Sie finden eine Bildunterschrift dazu. Ernst oder unernst, wie Sie wollen – je kürzer, um so besser. Ihre Vorschläge schicken Sie bitte bis spätestens 14. Februar 1990 an Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Str. 29, Berlin, 1026. Drei Texte veröffentlichen wir in Heft 5/90 zum Sonderhonorar von je 20 Mark.

Kennwort: Fototext

Wer schreibt uns?

Igor Tschaplinski, 22 Jahre alt, Interessen: Musik, Skisport. UdSSR, 226 004 Riga, ul. Swardes d. 1, kw. 6

Olga Iwanowa, 16 Jahre alt, Interessen: Geschichte, Wirtschaft, sammelt Marken, Aufkleber, Ansichtskarten, Abziehbilder. UdSSR, Tjumenskaja oblast, 626 818 Belojarski, ul. Zentralnaja d. 14, kw. 76

Tatjana Koslowa, 44 Jahre alt, zwei Töchter (20 und 13 Jahre alt), Trainerin an einer Kindersportschule, sucht Kontakt zu einer Familie in der DDR, gegenseitige Besuche erwünscht. UdSSR, 117 331 Moskau, ul. Krupskoi d. 7, kw. 113

Redaktion: Ingrid Buchholz, Helga Bengtson; Fotos: Friedrich-Rudolf Nagel, APN/Prichodko, APN/Ter-Mesropjan, Detlef Christel, W. Warwanz; Zeichnung und Vignette: Martin Kotsch

Kein Grund zur Euphorie

Vor mir liegt Ihr Heft 26/89 mit dem ersten deutsch-deutschen Reise-Preis-Rätsel. Jeder DDR-Bürger wird am „Panorama“ sofort Oberhof erkennen. Bundesbürger sind uns gegenüber dank ihrer weltoffeneren Publizistik im Vorteil. Aber wie sollen DDR-Bürger, denen Jahrzehnte Landkarten, Reiseprospekte und ähnliches über die BRD vorenthalten wurden, ohne Anhaltspunkte ein solches Foto erraten? Ich denke da vor allem an junge Menschen, die nicht auf den Bücherschrank oder Erfahrungsschatz ihrer Eltern und Großeltern zurückgreifen können. Mindestens zwei Generationen von DDR-Bewohnern hatten bisher keine Gelegenheit, westliche Länder zu besuchen oder an Veröffentlichungen heranzukommen. Haben Sie sich einmal bewußt gemacht, wieviel Informationsverlust das bedeutet? Jeder begrüßt die Öffnung der Grenzen, die Reisemöglichkeit zu Verwandten und Freunden. Derzeitige Bemühungen um ein Reiseangebot im Austausch mit der BRD und anderen Ländern sind aber noch lange kein Grund zur Euphorie. Wer wird sich denn diese Reisen leisten können? Und in welchem Verhältnis werden Angebot und Nachfrage stehen? So sehr ich Ihr Bemühen um Förderung des deutsch-deutschen Tourismus begrüße, wünsche ich mir doch in Ihren Beiträgen mehr Realitätssinn.

Elfriede Geyer, Berlin

Sie fragen wir antworten

Glaubensfreiheit

Im Zuge der nun auch bei uns einsetzenden Offenheit bitte ich, über die Glaubensfreiheiten in der Sowjetunion zu berichten.

Siegfried Siebe, Hönow

In der Sowjetunion existieren etwa 40 verschiedene Glaubensrichtungen. Zu den wichtigsten Konfessionen zählen Russisch-Orthodoxe, Moslems, Buddhisten, Katholiken, Baptisten und Lutheraner. Da in Fragebögen keine Angaben zur Religionszugehörigkeit erfolgen, gibt es keine exakten Zahlen über die Anzahl der Gläubigen. Geschätzt wird, daß mindestens zehn Prozent der Stadt- und 30 Prozent der Landbevölkerung gläubig sind. Im Zuge der Perestroika haben sich in den letzten Jahren die Beziehungen Staat – Kirche wesentlich gewandelt. Allein 1989 wurden rund 3000 Gotteshäuser an unterschiedliche Religionsgemeinschaften zurückgegeben, zum Beispiel die Moskauer Erzengel-Michael-Kirche (Foto), die vor mehr als 50 Jahren unter Stalin geschlossen wurde. Auch Klöster werden restauriert. Erstmals in der Geschichte des sowjetischen Staates haben Geistliche Einzug in den Obersten Sowjet gehalten. Sieben Vertreter sind als Volksdeputierte gewählt worden, so auch der Metropolit von Leningrad und Nowgorod Alexej (Foto). Der Demokratisierungsprozeß geht weiter. Gegenwärtig wird an einem Gesetzentwurf über Gewissensfreiheit und Religionsgemeinschaften gearbeitet. Darin soll sich das neue Herangehen an die Beziehungen zwischen Staat und Kirche widerspiegeln und Bedingungen dafür geschaffen werden, den Gläubigen die Teilnahme an der Erneuerung der Gesellschaft zu ermöglichen. Ein Zeichen für die Aufgeschlossenheit des Staates setzte Michail Gorbatschow durch den Besuch beim Papst Anfang Dezember. Den Beziehungen zwischen Moskau und dem Vatikan soll ein offizieller Charakter verliehen werden. Mit der Einladung des Papstes in die UdSSR werden die Bemühungen des Heiligen Stuhles um den Frieden zwischen den Völkern der Erde gewürdigt.

A. Kodym

NEU

Anstelle der Preisfrage

Liebe Leser! Ihr Urteil ist uns wichtig. Mehr denn je! Wie sehen Sie Ihre FREIE WELT?

Im Kreuzfeuer

Heft 2/90

Die Ausgabe, die Sie gerade in Händen halten, steht zur Debatte. Welches Bild, welcher Text, welches Thema spricht Sie besonders an? Was erregt Ihr Mißfallen, stößt auf Ihren Widerspruch? Welche Fragen bleiben offen?
Bitte schreiben Sie bis zum 14. Februar 1990 an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Jede Veröffentlichung wird honoriert. Zusätzlich verlosen wir unter allen Einsendern **1 × 50 Mark,** Gewinner in Heft 5/90. Kennwort: Kreuzfeuer.

Preisfrage

Auflösung von Heft 25/89: Der Wasser-Maulwurf, auch Desman oder Bisamrüßler – ein kleines Pelztier. Wir gratulieren Axel Pohl, Eisenach.

Breshnew nicht?

Das Titelbild mit Honecker, Breshnew und Ceauşescu (FW 25/89) hat mich innerlich sehr aufgeregt. Die Redaktion bringt es fertig, den Kommunisten Breshnew in das Kleeblatt einzuordnen. Sie setzen also die Verbrecher Honecker und Ceauşescu mit ihm auf eine Stufe. Aus der Biographie Breshnews weiß ich, daß er im Großen Vaterländischen Krieg heldenhaft gekämpft hat, daß ihm Personenkult, Korruption und Privilegien fremd waren. Er hat zur Realisierung eines konstruktiven internationalen Friedensprogramms mit den USA beigetragen. Sein großer Fehler war, daß er sich auf das von den USA gewollte Wettrüsten eingelassen hat. Denn damit sollte die UdSSR geschwächt werden. Und das ist dem Imperialismus zum

großen Teil auch gelungen.
Karl Richter,
Karl-Marx-Stadt

Mir gefällt die Stalin-Serie sehr, selbst das Titelblatt. Ich habe diese Ausgabe schon an drei Familien verliehen, das Interesse ist groß. Das ist auch der richtige Weg, meine ich. Wenn ich aber an den kommenden Konkurrenzkampf der Zeitungen denke, an die Preissteigerungen auf diesem Gebiet und die Sudelküche, die noch in ihren Anfängen steckt und ihr Publikum finden wird, habe ich Angst um Ihre Redaktion und die Zeitung.
Ursel Genz,
Halle-Neustadt

Erst farblos – jetzt atemberaubend!

Viele Jahre war ich Leser der FREIEN WELT. Als sie aber von der Wochenausgabe auf eine 14-Tage-Ausgabe (ohne Fernsehprogramm) überging und der Höhepunkt einer farblosen, uninteressanten Berichterstattung erreicht war, habe ich mich bei Ihnen abgemeldet. Heute habe ich Heft 26/89 gelesen, nein, verschlungen. **Jeder** Artikel hochinteressant. Besonders fesselten die Beiträge „Heldenstadt – Heldenkinder?", „Macht und Möglichkeit" sowie „Stalin – Legende und Wirklichkeit". Ein besonderes Kompliment an die Verfasserin von „Rheinsberg…"! (Nebenbei: Ich bin geborener Neuruppiner.) Es ist atemberaubend, in welcher Zeit wir leben! Und nun Ihre Zeitung, die den Atem eben dieser neuen Zeit voll ausströmt. Ich wünsche sie mir jede Woche, vielleicht mit noch mehr Farbe und vollem Fernsehprogramm.
Egon Richter, Leipzig

Grenz-Erscheinungen

Im Beitrag „Korrektur von Emotionen" (FW 25/89) wird offensichtlich die Frage „Ausländerfeindlichkeit in der DDR?" sichtbar. Ich möchte sie mit „Nein" beantworten, wenngleich erste und ernst zu nehmende Einzelerscheinungen nicht zu übersehen sind. Es macht mich besorgt, wenn ich die Beispiele im Artikel lese. Nun mag es vielleicht in einer Grenzstadt wie Frankfurt (Oder) Erscheinungen gegeben haben, die im Einzelfall berechtigt, in der Mehrzahl jedoch offensichtlich ungerechtfertigt zu Emotionen von DDR-Bürgern führten. Wir sollten hierbei differenzieren und nicht alle polnischen, aber auch nicht alle DDR-Bürger über einen Kamm scheren. Wie würden denn manche Bereiche unserer Volkswirtschaft dastehen, wenn nicht ausländische Werktätige dort arbeiteten! Abschließend noch eine Bemerkung zur Bildauswahl. Zu einer seriösen Berichterstattung gehört, Text und Bild entsprechend der Zielstellung des Beitrages abzustimmen. Mir erscheint jedoch das zweite Bild „Lokaltermin…" eher dazu geeignet, schädliche Emotionen zu schüren denn zu dämpfen.
Siegfried Schwarze,
Berlin

Kranichvater

Sind Kraniche in Gefangenschaft („Wo der Kranich ruft", FW 25/89) anfällig gegen Krankheiten?
Renate Gnauck, Dresden

Bei der naturnahen Haltung im Reservat an der Oka zum Glück nicht; nur hin und wieder gibt es Wurmbefall. Sorgen aber machen uns Verletzungen, Brüche der Beine oder gar des Schnabels, vor allem durch Rivalenkämpfe. Dann wird der Pflegling zum Patienten, der Tag und Nacht betreut werden muß.
Dr. J. Markin, Kurator der Aufzuchtstation

Stadtwappen

So war es richtig in Heft 25/89 („Sonnen und Sterne"): **Győr** ist die ungarische Partnerstadt von Erfurt. Es gewannen: 100 M – K. Mundt, Plauen; 75 M – P. Oberpichler, Weida; je 50 M – F.-R. Putz, Berlin; M. Methner, Halle; H. Fladerer, Sömmerda.

Unser heutiges Thema heißt:

Wie trainiert man Furcht ab?

Es gibt Angstreaktionen, die eindeutig durch bestimmte Personen oder Situationen ausgelöst werden. Dann sprechen wir von Furcht. Darunter ist das zwanghafte und unangemessene Vermeiden bestimmter Situationen oder der Umgang mit bestimmten Gegenständen aufgrund überzogener unvernünftiger Ängste, auch Phobien genannt, zu verstehen. Häufige Phobien sind: Furcht vor Fortbewegungsmitteln wie Fahrstuhl, Straßenbahn, Bus, Flugzeug; Furcht vor dem Aufenthalt auf Brücken, großen Plätzen, in engen Räumen; Furcht vor äußeren Einflüssen wie Gewitter oder Dunkelheit; Furcht vor bestimmten Tieren, zum Beispiel Spinnen; Furcht vor Krankheiten oder ärztlicher Behandlung.
Wie Sie sehen, sind das Ängste vor Dingen oder Situationen, die an sich niemanden bedrohen. Gelingt es aber nicht, solche Situationen zu vermeiden, kommt es zu starken Angstausbrüchen. Gehören Sie zu den Betroffenen, können Sie sich womöglich an das Ereignis erinnern, das die Angst erstmals auslöste. Danach haben Sie die Angstreaktion regelrecht eingeübt und versucht, derartige Situationen zu meiden. Falls Sie also eine derartige Phobie haben sollten, wissen Sie genau, wo und wann die Angstreaktionen auftreten, was sie auslöst und wie sich das auf Sie auswirkt.
Durch das Wissen um sie lassen sich die falschen Verhaltensweisen leichter korrigieren. Die wichtigste Methode, die geschilderten Furchtzustände zu behandeln, ist die systematische Desensibilisierung. Dabei gehen wir davon aus, daß es analog zu körperlichen Überempfindlichkeiten wie Hautausschlag, Heuschnupfen, Asthma auch eine psychische Empfindlichkeitssteigerung gibt. Falls Sie selbst betroffen sind, sollten Sie in einer möglichst entspannten Atmosphäre versuchen, sich schrittweise dem „bedrohlichen" Objekt zu nähern. Beginnen Sie damit, sich den gefürchteten Gegenstand oder die Situation in Gedanken vorzustellen, vielleicht erst einmal aus der Ferne zu betrachten und schließlich immer näher heranzugehen. Es ist zweckmäßig, selbst die einzelnen Schritte festzulegen. Je eigenständiger Sie vorgehen, desto besser ist meist das Ergebnis.
Bei der systematischen Desensibilisierung unterscheiden wir zwei unterschiedliche Etappen: das Üben in der Vorstellung und das Üben in der Realsituation. Bei ausgeprägten Störungen sollten Sie zunächst ein Entspannungsverfahren erlernen und sich in der tiefen Entspannung die gefürchtete Situation vorstellen. Wenn dies spannungs-, das heißt angstfrei möglich ist, können Sie zum nächstschwierigen Schritt weitergehen. Wenn Ihnen so die Angst vor der Situation in einer Art Rücklernprozeß genommen worden ist, beginnt das schrittweise Üben in der Praxis, und zwar immer wieder in kleinen realisierbaren Teilschritten. Es wird Ihnen zunehmend besser gelingen, mit der gefürchteten Situation zurechtzukommen. Hilfreich wäre es, wenn Freunde oder Verwandte Sie anfangs begleiten. Um ein bestimmtes ängstliches Verhalten loszuwerden, müssen Sie es unbedingt wollen und bereit sein, sich anzustrengen. Dafür benötigen Sie Zeit, belohnen sich aber mit einem angstfreieren Leben!

Im nächsten Heft:
Wie leben mit Ängsten?

FREIE WELT
Ratgeber

Wie überwinde ich meine Angst?
Hilfe zur Selbsthilfe

Von Medizinalrat Dr. Dieter Seefeldt, Chefarzt im Klinik-Sanatorium „Heinrich Heine" in Neu Fahrland

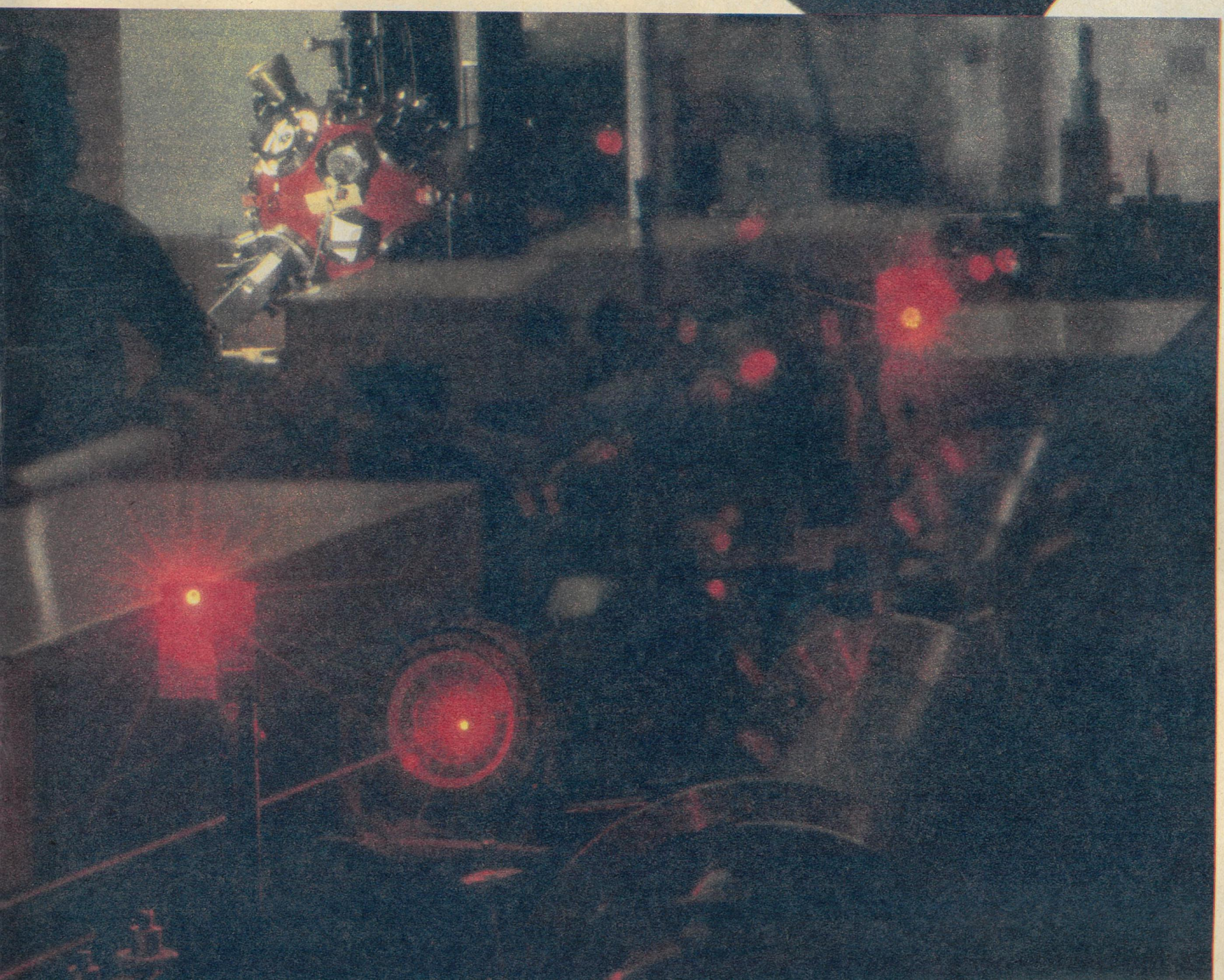
5

Nur etwa einen Millimeter mißt der Durc
Kügelchen (Targets), die mit Laserstrah
kammer beschossen werden. Viele Wissens
Tages auf diesem Weg so enorme Drücke u
reichen, daß intensive Kernfusionen ein
stünde die Aussicht, den wachsenden Ene
heit zu stillen. Ein Kraftwerk nach sol
laserinduzierten Kernfusion würde eine
stoff benötigen, die in einer Zigarette
fände.

Der Ofen von morgen?

Ein Beitrag von Utz Hoffmann (Text)
und Michael Herrmann (Foto)

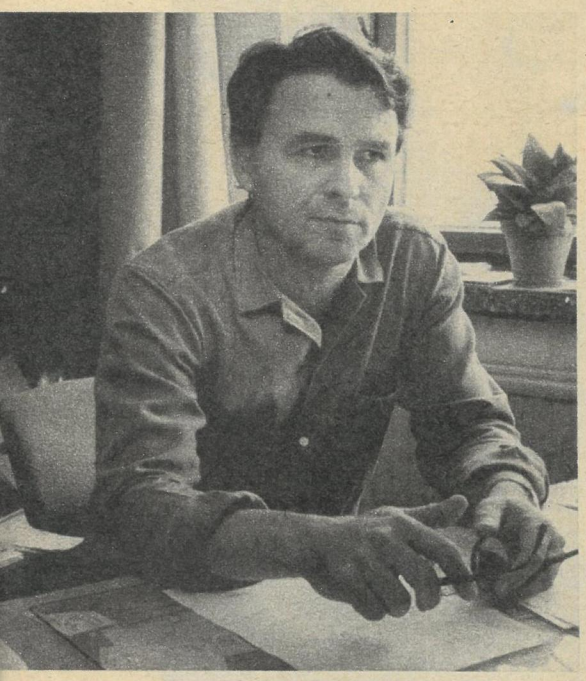
hmesser der kleinen
len in der Reaktions-
chaftler hoffen,eines
nd Temperaturen zu er-
setzen. Mit ihnen be-
rgiehunger der Mensch-
ch einem Prinzip der
Tagesration von Brenn-
nschachtel bequem Platz



Der Ofen von morgen?

„Mit dem Leistungsniveau der Giganten können wir freilich nicht konkurrieren", sagt uns Dr. Peter Nickles. Die Giganten, das sind gewaltige Laseranlagen im Wert von einigen hundert Millionen Dollar im weltweit größten Zentrum der Laser-Fusionsforschung, im Lawrence Livermore National Laboratory in den USA sowie im Institut für Laserengeneering in Osaka, Japan. Bleiben kleinen Staaten wie der DDR nur die Brosamen, das Forschen in Nischen, die die Großen übersehen haben oder nicht ausfüllen wollen?

Unser Gesprächspartner wehrt ab: „Der Energiehunger unseres Planeten kann – so meine ich – im 21. Jahrhundert ökologisch vertretbar wahrscheinlich durch die Kern-



FREIE WELT-Gesprächspartner im Zentralinstitut für Optik und Spektroskopie Dr. Peter Nickles.

fusion gesättigt werden. Die bei der notwendigen Laser-Plasma-Wechselwirkung zu bewältigenden Aufgaben sind so vielschichtig, daß auch Zwerge wie wir die Chance haben, originäre Beiträge zur Lösung ausgewählter Probleme zu leisten."

Bei der Kernfusion, aus der die Sonne ihre riesigen Energien bezieht, verschmelzen bei tausendfacher Verdichtung und einigen hundert Millionen Grad Celsius Wasserstoffatome zum Edelgas Helium. Große Mengen an Bindungsenergien werden dabei freigesetzt. Weder das Ausgangs- noch das Endprodukt sind radioaktiv. Irdisch eine relativ umweltsichere Technologie, so wird oft behauptet. Sicher, der GAU, eine unkontrollierte Kettenreaktion, die ein Kernkraftwerk zerstören kann, ist bei der Kernfusion nicht möglich. Würde der Laser abgeschaltet, so fehlten im Reaktor sofort die extremen Bedingungen für die Fusion. Die Energie wird bei der Kernfusion hauptsächlich in Form von Neutronen freigesetzt. Deren Gefährlichkeit ist aber hinlänglich durch die nach ihnen benannte Bombe bekannt. Beim „Auffangen" dieser Neutronen und ihrer Umsetzung in Wärme zur Erzeugung von Elektroenergie kommt es im Reaktormantel zu Reaktionen, wobei auch radioaktive Isotope entstehen. „Eine völlig saubere Energieerzeugung in großen Dimensionen wird es wohl nie geben", meint Dr. Nickles. „Der Mensch wird immer abwägen müssen zwischen Vor- und Nachteilen verschiedener Technologien. Doch im kommenden Jahrhundert wird die wachsende Menschheit einen ausreichenden Lebensstandard nicht durch das Verbrennen von fossilen Stoffen mit den allgemein bekannten negativen Auswirkungen sichern können. Die Kernfusion ist auf weite Sicht die einzig erkennbare Alternative."

Zwei Möglichkeiten zeichnen sich gegenwärtig ab, die extremen Bedingungen der Verbrennungsvorgänge auf der Sonne unter irdischen Bedingungen nachzuvollziehen. An beiden Varianten arbeiten Forscher aus der DDR mit. Da ist zunächst das TOKAMAK-Prinzip (siehe FREIE WELT 4/1989) und sodann das hier vorgestellte Laserverfahren. Beide Systeme konkurrieren international im Wettlauf zur energiespendenden Kernfusion. Beide sind trotz einiger Teilerfolge von der technologischen Handhabung noch weit entfernt. Es fehlt auch nicht an skeptischen Stimmen, die die Milliardenaufwendungen kritisieren und die Kernfusion auf der Erde als Hirngespinst bezeichnen. Während bei der TOKAMAK-Variante das Problem der Wechselwirkung des heißen Plasmas mit der Reaktorwand nicht gelöst ist, zweifeln Kritiker der Laserfusion daran, daß es gelingt, leistungsfähige Laseranlagen zu schaffen und deren Energie auf das kleine Brennstofftarget in geeigneter Form zu fokussieren. Dr. Nickles glaubt natürlich an einen Erfolg der internationalen Forschung, ohne das große Risiko dieses Vorhabens zu verschweigen. Sind es in der DDR auch keine Milliarden, die investiert werden, so kostet die neue Anlage immerhin über fünf Millionen Mark. Doch andererseits kann man den Großforschungszentren nicht alle Verantwortung für die Lösung von Grundlagenaufgaben überlassen. Auch die Hoffnung, dann später einmal mit dem längst abgefahrenen Zug dennoch mitfahren zu können, ist trügerisch. Noch etwas gibt Dr. Nickles zu bedenken: „Auch wenn die internationalen Programme zur Laserkernfusion in absehbarer Zeit nicht zum Ziel führen sollten, so bieten sich die entwickelten Hochleistungslaser für vielfältigen Einsatz an."

Nach den Trainingsjahren mit der kleinen „Nixe", so heißt die auf unserem Foto (Seiten 46/47) abgebildete Laseranlage, wird eine neue Apparatur weit mehr Möglichkeiten auch zu anderen Nutzanwendungen bieten. So kann der Laserstrahl zum Beispiel die Oberflächenstruktur verschiedener Materialien verändern. Die hohen Drücke und Temperaturen lassen es aussichtsreich erscheinen, dem Kohlenstoff eine neue Kristallstruktur aufzuzwingen. Sicher wird dabei kein „Diamant so groß wie das Ritz" entstehen, aber auch staubförmige Abscheidungen sind technisch vielseitig einsetzbar. Mit keiner anderen bekannten Methode lassen sich zudem für vielfältige Experimente berührungsfrei solch hohe Drücke erzielen.

Doch das ist nur die eine Seite. Die bei der Laser-Plasma-Wechselwirkung entstehenden Röntgenstrahlen sind aufgrund ihrer spezifischen Parameter geeignet, lebende Zellen abzulichten. „Ja, mit Engagement und neuen guten Ideen sollte es auch gelingen, Röntgenlaser zu entwickeln, mit dem die Zellstruktur auch räumlich darzustellen wäre. Motivierende Aufgaben gibt es genug, auch wenn die Kernfusion noch in weiter Ferne liegt", meint unser Gesprächspartner.

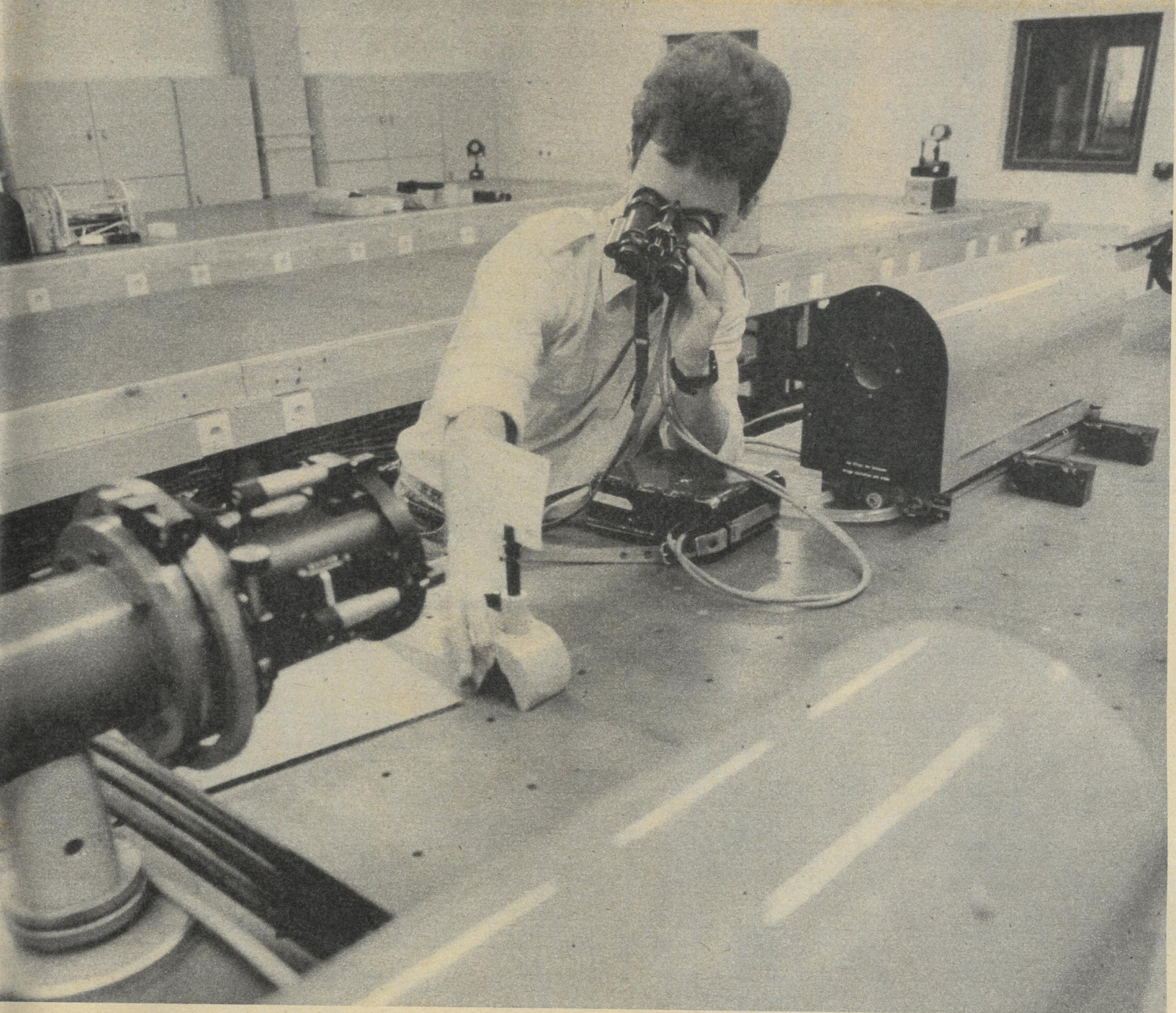
Ihre Anfänge hat der sowjetische Nobelpreisträger Nikolai Bassow wesentlich geprägt. Er hatte 1960/61 die Idee, durch Laser in ein Medium so große Energiemengen einzuspeisen, daß es bei Überwindung der Abstoßungskräfte zur Kernfusion kommt und damit zur Freisetzung nahezu unbegrenzter Energien.

Ende der 60er Jahre ging im Moskauer Physikalischen Institut der Akademie der Wissenschaften (FIAN) die erste Versuchsanlage in Betrieb. Sie erhielt den Namen „Delphin". Beim Beschuß mit Laserstrahlen konnten die bei der Kernfusion auftretenden termischen Neutronen nachgewiesen werden. Ein Beweis für die prinzipielle Richtigkeit der Überlegungen. In dieser Zeit datiert der Beginn der Zusammenarbeit zwischen den Instituten in Moskau und Berlin.

Das Zentralinstitut für Optik und Spektroskopie trug mit einigen optischen Systemen zur Verbesserung des „Delphins" bei. 1980/81 faßte dann das Präsidium der Akademie der Wissenschaften den Beschluß, in Adlershof das Neodymglas-Hochleistungslasersystem (Nixe) aufzubauen. Dabei revanchierten sich die Moskauer Kollegen und lieferten unter anderem Laserverstärker nach Berlin. Von zwei auf 20 Mitarbeiter wuchs das dortige Team bis heute an. Und nach der Einarbeitungszeit will man nun mit dem neuen, noch namenlosen Laser zahlreiche Aufgabenstellungen der Grundlagenforschung bearbeiten.

Jeder der Laserblitze von einigen

Nach der „Nixe" ging eine neue größere Laser-Versuchsanlage (rechts) in Betrieb. Die räumliche Verteilung der Energie in einem Laserstrahl (unten), mit einer speziellen Videokamera aufgenommen. Die DDR gehört zu den kaum zehn Staaten in der Welt, die grundlegende Beiträge für diese zukunftsweisende Hochtechnologie erbringen.



milliardstel Sekunden Dauer durchläuft ein kompliziertes optisches System von über 50 m Länge. Auf diesem Weg wird ihm durch Verstärker die erforderliche hohe Energie zugeführt. In der Vakuumreaktionskammer müssen diese Laserstrahlen exakt gleichzeitig das Target treffen. Bei der enormen Energiezufuhr durch den Laser entsteht ein heißes, dichtes Plasma – die Grundvoraussetzung für Kernfusionsreaktionen.

Der Aufbau der „Nixe“ und auch der neuen Laseranlage basiert auf eigenen Entwicklungen und der Lieferung zahlreicher Baugruppen aus der Sowjetunion. Freundschaft mit sowjetischen Kollegen, das bedeutet für Dr. Nickles kameradschaftliche Regelung der Autorenschaft wissenschaftlicher Ergebnisse, heißt auch, zusätzliche Arbeit auf sich zu nehmen, auf die der Partner wartet. Natürlich darf die Kritik am Partner nicht darunter leiden. Kumpanei dient niemandem. Sich gegenseitig zu versichern, den Weltstand erreicht zu haben, wird anderenorts nur mit einem Lächeln quittiert.

Zu Gast in Berlin sind auch häufig Mitarbeiter des Moskauer Partnerinstituts. Die Sowjetunion verfügt über viele hervorragende theoretisch und auch technisch versierte Spezialisten auf diesem Gebiet, die über zwei Jahrzehnte Erfahrungen sammeln konnten. Doch inzwischen ist das dortige Lasersystem „Delphin“ reif für das Technik-Museum. Der Bau einer größeren Anlage ist zwar vorgesehen, stößt aber auf zahlreiche Probleme.

Die Anforderungen an die wissenschaftliche Grundlagenforschung und an ihre Umsetzung in die Technik sind hoch, verschlingen weltweit Milliardensummen. Den Punkt, bei dem die dem Lasersystem zugeführte Energie genauso groß ist wie die durch die Kernfusion erzeugte, erwarten die Forscher bis zur Jahrtausendwende. Um das Jahr 2020 könnten nach amerikanischen Prognosen die ersten Laser-Fusions-Kraftwerke ans Netz gehen.

Die internationale Kooperation zur Laserfusion wird zur Zeit immer noch durch die militärischen Anwendungsabsichten des Pentagon behindert. Laserwaffen stehen im Zentrum des SDI-Programms. Mit der Laser-Kernfusion könnte man zudem auch ein möglicherweise durch die Weltöffentlichkeit erzwungenes Teststoppabkommen unterlaufen. Denn die Vorgänge bei einer Laser-Kernfusion entsprechen der Explosion einer Wasserstoffbombe en miniature. Gezündet über einer simulierten Erdoberfläche in der Reaktionskammer, könnte man die Druck- und Temperaturwellen in ihrer räumlichen und zeitlichen Ausbreitung verfolgen und auf die irdischen Maßstäbe übertragen. Dr. Nickles ist sich sicher: „Die Laser-Fusionsforschung wäre schon viel weiter, wenn alle Ergebnisse offengelegt würden und der Schwerpunkt der Anstrengungen bei der friedlichen Energiegewinnung läge.“

Kritisch sieht er, daß wir es bisher nicht vermochten, dem sich in der westlichen Welt vollziehenden Laser-Boom eigenständige Entwicklungen entgegenzusetzen. Dort bieten kleine, oftmals hochspezialisierte Firmen hervorragende, anwenderfreundliche Laser für zahlreiche Einsatzbereiche an. Ähnliche Forschungsergebnisse und Entwicklungen gibt es auch im Zentralinstitut für Optik und Spektroskopie. Doch es gelingt nur selten, sie industriell zu vervielfältigen und somit ökonomischen Nutzen daraus zu ziehen. „Das kann nicht Aufgabe eines Akademieinstituts sein. Helfen würden wir natürlich gern, besonders wenn jetzt kleine private Hochtechnologie-Firmen in der DDR entstehen sollten“, bekundet unser Gesprächspartner. Dabei ist zu bedenken, daß nach Prognosen international führender Forschungseinrichtungen die gegenwärtige Laserentwicklung einen künftig ähnlich revolutionierenden Einfluß auf viele Bereiche des Lebens haben wird, wie wir ihn gegenwärtig beim Einsatz der Computer beobachten.

Auf Schusters Rappen

Stefanie Manske (Text) und Dr. Klaus Manske (Fotos) aus dem tadshikischen Pamir

Der kürzeste Weg zur Gesundheit ist der Fußweg ... Treffendes Wort über die Vorzüge natürlicher Fortbewegung. Auf Schusters Rappen unterwegs sein – ein Vergnügen von Kindesbeinen bis ins hohe Alter; es fördert das Gemeinschaftsgefühl, stärkt den Willen und vermittelt Eindrücke, von denen der im Fahrzeug Vorüberbrausende nichts ahnt. Einfaches Wandern ist mit einem Minimum an „Ausrüstung" bei fast jedem Wetter möglich. Höhere Ansprüche allerdings werden bei sportlichem Ausüben gestellt. Krönung ist das Wandern im Hochgebirge. Mehrtägige Etappenmärsche verlangen ein Leistungstraining mit der Gewöhnung an Traglasten, dazu Geländekenntnis und nicht zuletzt die Fertigkeit, sich im Biwak nützlich zu machen. Beim Verstauen von Proviant, Trinkbedarf, Ersatzkleidung, Kochgerät, Schlafsack, Zeltzeug, Fotoapparatur und Wanderapotheke gilt: nicht so viel wie möglich, sondern so wenig wie nötig. So vorbereitet und gut aufeinander eingespielt, wurde für uns Bergsportler aus der DDR schon der Weg zu den Eisriesen Innerasiens ein Erlebnis, das – gleichberechtigt mit der „Kletterei" – in den Schatz gemeinsamer Erinnerungen einging ...

★

Sonne. Der letzte spärliche Schatten, vor ein paar Stunden am Fluß unter Tamariskensträuchern, scheint Tage hinter uns zu liegen. Ein Weg, der nicht enden will, bei glühender Hitze unter tiefblauem Himmel – immer schwerer werden unsere Schritte ... Jetzt ohne dieses Ding, den 40-Kilo-Rucksack, einfach so am Strand dösen. Und: baden.

Dabei ist Wasser greifbar nahe. In unvorstellbarer Menge pro Sekunde rauscht es in der Schlucht unter uns von den Gletschern des Zentralpamir polternd und tosend in die Ebene herab, wo der Muksu Felder und Obstplantagen tränkt. Nicht losreißen können wir unsere Blicke von dem Fluß und seinen schäumenden Wassern. Erst durch Eselsgeschrei werden wir darauf aufmerksam, daß unter den Bäumen auf einem weithin sichtbaren Hügel vor uns Häuser stehen. Der Ort Dewschar, in 2 400 m Höhe, achtzig Kilometer von der nächsten Stadt entfernt, letzte ständig bewohnte Ansiedlung vor den himmelhohen Bergen.

Die Aussicht auf Schatten mobilisiert unsere Lebensgeister. Ein paar Schritte noch ... Dann lassen wir die Rucksäcke fallen, strecken uns aus – auf wirklichem Gras. Es dauert nicht lange, und Kinder tauchen auf, beobachten uns aus respektvoller Entfernung. Allmählich kommen auch wir dazu, die Umgebung genauer zu betrachten.

Sechs Häuser, ein paar Ställe, alles durch Reihen von Pappelbäumen miteinander verbunden. Dazwischen hier und da ein Grautier, scharrende Hühner, Hunde in Trupps. Ein einsamer Traktor, ansonsten viel hölzernes Gerät: Hacken, Pflug, Egge, Karren. – Feldstücke und Gemüsegärten gleichen, aus der Nähe betrachtet, kleinen Paradiesen: Kohl, Porree, Kartoffeln, Gewürzkräuter, Mais und Hirse in üppigem Wuchs.

Inzwischen hat sich der Kreis um unsere Lagerstelle geschlossen. Ein etwa vierzigjähriger Mann tritt auf uns zu – Abdugan, der Familienvater. Im Schneidersitz läßt er sich nieder, sogleich rücken die Kinder heran, damit ihnen ja kein Wort, keine Geste entgeht. Wir geben Auskunft über woher und wohin, man gerät beiderseitig ins Erzählen ...

Bis tief in die Nacht sitzen wir bei ländlichem Festmahl. Auf bunten Matten um den flachen Tisch hockend tun wir uns gütlich an Obst, Gemüse, rundem Fladenbrot von fast einem Meter Durchmesser, zerlassener Butter, Honig und – einer besonderen Delikatesse – Kumys, vergorener Stutenmilch. Als wir uns im Freien schließlich zum Schlafen niederlassen, rauscht ein Gewitterguß nieder. Eilig werden wir ins Haus gebeten, übernachten in der Guten Stube auf fürstlich schwellenden Polstern.

Am Morgen wieder eitel Sonnenschein, Abschied. Die Kinder, barfüßig in der Sonnenglut, begleiten uns, bis von unten ein Lkw kommt. Selbstverständlich lädt man uns auf. Es wird sich doch neben zwei Schafen, einem Traktorenreifen und einer Gruppe von zwanzig Mädchen noch ein Plätzchen finden ... Unterwegs reichlich Staub, aber wir nehmen das leise Knirschen zwischen den Zähnen gern in Kauf. Ab und an spritzt es nach beiden Seiten, dann durchquert der Wagen kleinere und größere Bachläufe, die von den Hängen kommen. An einem dieser Seitenarme des Muksu passiert es: Die Wassermassen, vom nächtlichen Gewitter angeschwollen, haben einen Felsbrocken in die Furt gespült, unsichtbar durch das schäumende Wasser. Eben dieser Stein wird zum unüberwindbaren Hindernis. Mit der „Schnauze" sitzen wir auf, stehen bis zur Fahrerkabine im Wasser.

Der Fahrer versucht es mit Vor- und Rückwärtsgang, mit Steine-Packen hinter die durchdrehenden Räder. Die Mädchen, eine fröhliche Truppe, die unterwegs die ganze Zeit gesungen hat, fassen kräftig mit an. Plötzlich heult der Motor auf; es gibt einen Ruck, die Hälfte von uns fällt hin, einige bekommen nasse Füße, aber der Wagen ist aus dem Fluß heraus. Erleichterung auf dem Gesicht des Fahrers. Mit viel Liebe bringt er sein Auto wieder in Ordnung: Beulen werden ausgeklopft, das Wasser aus dem Scheinwerfer abgelassen, noch ein prüfender Blick unter die Motorhaube, und weiter geht's.

In Irget, einem „Sommerstützpunkt" für Bergbauern, springen wir vom Wagen, bedanken uns, beginnen mit der Entstaubung. Dann aber wird es Ernst mit den Bergen. Beim Aufstieg zum 3600 m hohen Belkandou-Paß folgen wir den Spuren der Schafe. In einer Senke haben Hirten das Quartier zur Sommerweide aufgeschlagen. Jurtenähnliche Zelte, aus losen Steinen aufgeschichtete Hütten. „Stallungen" sind von Steinen eingerahmte Pferche, in denen morgens und abends die milchgebenden Tiere gemolken werden. In einem Bau mit besonders dicken, kühlenden Mauern wird Milch gesäuert.

Die Paßhöhe entschädigt für die Schweißtropfen beim Aufstieg durch den Blick auf das Surchob-Tal. Bis hier oben sind die Schafe nicht vorgedrungen, deshalb blieb ein botanisches Wunder erhalten: Mehrere hundert Pamirkerzen leuchten mit ihren gelben Blütenständen im Gegenlicht der strahlenden Bergsonne. Ein Bild, von dem man sich nicht trennen möchte! Nur der sinkende Abend bewegt uns zum Weitergehen.

★

Auf der Rückreise von der Bergtour erleben wir noch das Schauspiel des tadshikischen Ringkampfes. Eine sonntäglich gekleidete Menge füllt das Sportstadion am Rande eines Rayonortes, im dunklen Anzug die Männer, auf dem Kopf das landestypische schwarz-weiße Käppchen, die Tjubiteika; Ladeflächen von Lastwagen bilden den „Logensitz" für Frauen und Mädchen in ihren bunten Seidenkleidern und Schaltüchern.

Unter dem Jubel der Zuschauer bahnen sich die Riegen der Akteure den Weg zur Matte, einem etwa zehn mal zehn Meter großen Filzquadrat auf dem Rasen. Die beiden ersten Kämpfer treten an, in Straßenanzügen, mit Sakko, gebügelter Hose und – Käppchen. Der ebenso alltäglich gekleidete Ringrichter eröffnet durch einen Pfiff das Duell, bei dem sowohl Elemente des Freistils als auch des klassischen Ringens, dazu allerlei einheimische Griffe und Kniffe im Spiel sind. Temperamentvoll suchen die Kontrahenten einander auf die Matte zu werfen; mit Riesenbeifall wird jede gelungene Aktion bedacht.

Nicht selten entfällt einem Ringer sein Käppchen, das der Unparteiische sogleich aufhebt, um es – ohne Unterbrechung des Kampfes – dem Besitzer bei günstiger Gelegenheit wieder auf den kahlrasierten Kopf zu drücken ... Tadshikischer Ehrbegriff! Man kann wohl einen Kampf verlieren, doch nie die Tjubiteika, das Zeichen männlicher Würde.

Auf Schusters Rappen

Aus unserem Album: Wegstrecke für Schwindelfreie – den Wanderer im Gebirge schreckt sie nicht (1). Haustiere der Berge – altüberlieferte Rassen von robuster Lebenskraft, heute begehrt als Stammeltern für Hochleistungszüchtungen (2). Tamariske – an steinigen Boden gewöhnt, Charaktergewächs zentralasiatischer Flußtäler (3). Imbiß im Vorübergehen – Fladenbrot, frisch aus dem Lehmofen (4). Über der Paßhöhe – Blütenwunder der Pamirkerzen (5). Produkt häuslicher Wirtschaft – Seidenraupen haben ihre Kokons in Zweige versponnen (6). Am Anfang war die Ziegenmilch – aus gepreßtem Quark, zu großen Kugeln geformt, reift unter freiem Himmel ein köstlicher Almenkäse (7).

5

6

7

hansa tourist REISEBÜRO der Deutschen Demokratischen Republik

Mit FW in den Schnee!
Gewinner des ersten deutsch-deutschen Reiserätsels ermittelt

Oberhof und Garmisch-Partenkirchen waren richtig!

Über 35 000mal Reiselust

Logischerweise überwogen die Einsendungen aus der DDR. Wir, d. h. unsere Sekretärinnen, zählten genau: 35 643 Postkarten. Aus der BRD beteiligten sich über eintausend Reiselustige. Dies entspricht etwa der Zahl der FREIE WELT-Exemplare, die unser Partner und Sponsor „hansa-tourist" GmbH Hamburg bundesweit in einigen seiner ca. 3500 Reisebüros auslegen ließ. Zwei Drittel aller Einsendungen waren richtig! Und das, obwohl wir keine leichten Motive ausgewählt hatten. Ein Dutzend Leser aus der DDR schrieb uns deswegen auch kritisch, daß sie sich zu arg gehandikapt fühlten: „Bitte nehmen Sie es mir nicht übel, aber Ihr Preisausschreiben finde ich kurios. Wie soll ein DDR-Bürger, dessen Horizont 28 Jahre durch eine Mauer begrenzt wurde, so ein Allerweltspanorama identifizieren? Aber nichts für ungut. Ich wünsche Ihrer Redaktion ein frohes neues Jahr!" So Guido Witke, Lychen, 2093. Wir danken Ihnen, Herr Witke, für ihre berechtigte Meinung, die guten Wünsche und erwidern sie. Viele unserer Leser in der DDR jedenfalls haben sich zu helfen gewußt und fanden die richtige Lösung. Wahrscheinlich waren darunter eine Menge Fans der Vierschanzentournee im Skispringen, die alljährlich im Fernsehen übertragen wird. Auch in diesem Jahr kam unser gesuchtes Motiv groß ins Bild: Garmisch-Partenkirchen. Und dorthin nämlich lädt „hansa-tourist" den Gewinner

Frau Ilse Römmling,
4507 Dessau

und einen Reisepartner für eine Woche in die

Hotel-Pension „Hausberg"

mit voller Beköstigung ein. Das Haus mit seinen gemütlichen Zimmern und Aufenthaltsräumen liegt ungestört inmitten weiter Wiesen. Gute bürgerliche Küche ist angesagt. Bis zum Zentrum geht man 15 Minuten. Bus, Hausbergbahn, Skilifte und Wanderwege sind in unmittelbarer Nähe, Hoffentlich hat's Schnee. Auf jeden Fall: herzlichen Glückwunsch.

Auch Ihnen, Frau Edith Nürnberger,
8672 Selb (BRD)

gratulieren wir herzlich! Sie und Ihr Reisepartner haben die DDR-Reise gewonnen. Das REISEBÜRO der DDR lädt Sie zu zweit nach

Schierke im Harz

zu einem einwöchigen Aufenthalt mit Vollpension im

Hotel „Heinrich Heine"

ein, wo Sie bei Ihrer Harzwanderung auch wieder auf den Brocken steigen können…

Allen, die unseren symbolischen Auftakt im deutsch-deutschen Tourismus angenommen und mitgemacht haben, danken wir für Ihre Teilnahme. Den Gewinnern eine glückliche Reise und schöne Tage!

Horst Dannat	Arno Rann	Volker Hempel
Generaldirektor	Geschäftsführer	FREIE WELT
REISEBÜRO der DDR	„hansa-tourist"	Tourismus-Redakteur

Die Gewinner wurden unter Ausschluß des Rechtsweges ermittelt

KONFLIKT HINTERM KAUKASUS

Zeitzünder Sumgait

Im September noch Massenkundgebungen mit dem unverfänglichen Ruf nach mehr Umgestaltung: der Leninplatz in Baku für den aufmerksamen Betrachter freilich schon im Schatten von moslemischen Fahnen. Im Januar nun in den Straßen der aserbaidshanischen Hauptstadt – immerhin Sitz von Regierung und Parteiführung – die zügellose Menschenjagd auf Mitbürger anderer Nationalität und anderen Glaubens. Und das auch nur der 1. Akt einer Tragödie, deren zweiter „Bürgerkrieg" heißt und kein Ende zu haben scheint. Vor zwei Jahren ganze dreißig Kilometer von hier das grausame Vorspiel: An drei Tagen des Februar 1988 werden in der Erdölarbeiterstadt Sumgait Dutzende Armenier von aufgeputschten Aserbaidshanern niedergeschlagen, gefoltert und bei lebendigem Leibe verbrannt. Offizielle Lesart bis in die letzten Wochen hinein: „schweres Rowdytum". Aber FREIE WELT gelangte gerade dieser Tage in den Besitz einer Kopie von „Gedächtnisprotokollen", die sowjetische Bürgerrechtler nach den Aussagen von Augenzeugen in Sumgait zusammengestellt haben. Mit wissenschaftlicher Akribie dokumentierte Greueltaten: an den Haaren zu Tode gezerrte Mädchen, nackt auf ihr Motorrad geschnallte und dann angezündete Burschen… Die Parallelität in den Bildern der Pogrome aus diesen Tagen (Foto unten) wirft eine Frage auf: Hätte das heutige Blutvergießen verhindert werden können, wenn das damalige Verbrechen eines zumindest versuchten Völkermords den internationalen Konventionen entsprechend in aller Schärfe geahndet worden wäre? Wir veröffentlichen hier eine stark gekürzte Fassung der Einführung in den Dokumentenband, die darauf eine Antwort sucht.

Am 20. Februar 1988 beschloß eine außerordentliche Sitzung des Sowjets der Volksdeputierten im Autonomen Gebiet Berg-Karabach – eine kleine, von altersher armenische und vorwiegend von Armeniern bewohnte Enklave, die im Jahre 1921 gewaltsam in den Bestand der Aserbaidshanischen SSR eingegliedert wurde –, an die Obersten Sowjets der beiden benachbarten Republiken ein Gesuch zur Überleitung des Gebiets aus dem Bestand der Aserbaidshanischen in den der Armenischen SSR zu richten. Auf Meetings in Jerewan unterstützte man die Forderung der Karabacher Landsleute, die aserbaidshanische Seite aber begann, den Armeniern mit physischer Vergeltung zu drohen. Dieser Gedanke wurde selbst von M. S. Gorbatschow suggeriert. Am 26. Februar, einen Tag vor Beginn der Pogrome in Sumgait, fragte der Generalsekretär des ZK der KPdSU im Zusammenhang mit dem Karabacher Problem die armenischen Schriftsteller S. Kaputikjan und S. Balajan: „Aber haben Sie denn an das Schicksal der Armenier in Baku gedacht?"

Zum ersten größeren Zwischenfall kam es schon am 22. Februar, als eine Menge mehrerer tausend Aserbaidshaner aus der Stadt Agdam aufs Territorium des angrenzenden Berg-Karabach zog und sich auf die Gebietshauptstadt Stepanakert zubewegte. Unterwegs fielen sie über Armenier her und plünderten Wohnungen. Bis zur Katastrophe schien es nur noch ein Schritt, als es nahe der Siedlung Askeran Milizeinheiten und einer Gruppe von Karabachern gelang, dem wütenden Strom Einhalt zu gebieten. Dutzende Armenier wurden an diesem Tage verwundet und mußten ins Krankenhaus eingeliefert werden, zwei Aserbaidshaner kamen ums Leben. Einer, wie später die Untersuchung ergab, durch den Schuß eines aserbaidshanischen Milizionärs.

Am 27. Februar trat im Zentralen Fernsehen der Stellvertreter des Generalstaatsanwalts der UdSSR, A. F. Katussew, auf und erzählte, daß beim Zusammenstoß vor Askeran „zwei Aserbaidshaner" getötet wurden, wobei er ihr jugendliches Alter unterstrich. Dieser Fernsehauftritt, das kommt immer wie-

der in den Zeugenaussagen zum Ausdruck, ist zum Signal und letzten Anstoß für das Sumgaiter Genozid geworden! Man könnte ihn als tragischen Mißgriff eines mit der Psychologie anderer Völker nicht vertrauten Menschen abtun, gäbe es da nicht einen besonderen Umstand: der Text war zuvor mit dem Ersten Sekretär des Berg-Karabacher Gebietsparteikomitees abgestimmt worden, und der hatte darauf bestanden, jeglichen Hinweis auf die Nationalität der beteiligten Personen wegzulassen, weil eine solche Mitteilung unabsehbare Folgen haben müßte. Warum Katussew diesen Rat nicht befolgte, bleibt sein Geheimnis; während der Anhörung durch die Abgeordneten auf der Tagung des Obersten Sowjets der UdSSR umging er die Frage dazu mit Schweigen.

In den Massenmedien sind die Sumgaiter Ereignisse immer so dargestellt worden, als wäre das Gemetzel aus heiterem Himmel gekommen. Dabei belegen die Zeugenaussagen, daß das Genozid gründlichst organisiert worden war, sowohl in ideologischer als auch in psychologischer Hinsicht. Dazu dienten vor allem die Sumgaiter „Meetings", welche seit dem 26. Februar auf dem zentralen Leninplatz der Stadt stattfanden. An der ersten antiarmenischen Kundgebung beteiligten sich noch relativ wenige Menschen, doch am folgenden Tag, dem 27. Februar, nahmen schon Tausende teil – vielfach auf Weisung ihrer Betriebs- und Schulleiter, wie durch Aussagen belegt ist. Die meisten Reden auf dem Platz endeten mit der Losung: „Tod den Armeniern!" Wobei auf der Tribüne Vertreter der Partei- und Stadtleitung standen. Neben den Worten kamen auch andere Mittel zur Anwendung: zum Beispiel Narkotika und Wodka, die in großen Mengen und kostenlos direkt von Lastwagen verteilt wurden.

Am Abend des 27. Februar gingen die „Meetings" in Gewaltakte über. Diese ersten Überfälle und Pogrome dauerten bis spät in die Nacht an. Am nächsten Tag aber versammelte sich die Menge wieder, als wäre nichts geschehen. Das ist, wie die Analyse zeigt, ein entscheidendes Moment: Die Pogromtreiber waren nunmehr von ihrer Straffreiheit endgültig überzeugt!

Und das „Meeting" am 28. Februar endete nur folgerichtig damit, daß der Erste Sekretär des Sumgaiter Stadtparteikomitees nach der Staatsflagge Aserbaidshans griff und die Massen anführte, die sich, inzwischen bewaffnet, aufteilten und begannen, systematisch über die Wohnungen der Armenier herzufallen ... Die geradezu pathologische Brutalität der bis dahin zumeist unbescholtenen Bürger hat im Nachhinein sogar gerichtsmedizinische Experten in Erstaunen versetzt. Aber so abscheulich das Verhalten der aufgeputschten Masse auch sein mag – nicht sie trägt die Hauptschuld, sondern jener im Hintergrund wirkende Apparat, der derart präzis und meisterlich die Menschen in Unmenschen zu verwandeln verstand.

„Nicht allzuweit von der Realität entfernt ist wohl die Annahme", schrieb dazu die Moskauer Zeitschrift „Snamja", „daß die ersten armenischen Pogrome in Aserbaidshan von der örtlichen Mafia inspiriert worden sind, die vom ehemaligen KGB-Chef Aserbaidshans, G. A. Alijew, gesteuert wurde, um Gorbatschow vor eine aussichtslose Situation zu stellen."

Auf staatlicher Ebene fand die erste öffentliche Aussprache über Sumgait auf einer Sitzung des Präsidiums des Obersten Sowjets der UdSSR am 18. Juli 1988 statt. Die Bezeichnung „Sumgaiter Genozid" im Vortrag eines Mitglieds der armenischen Delegation führte zu einer scharfen Gegenreaktion von M. S. Gorbatschow. Der Generalsekretär des ZK der KPdSU erklärte, daß ein Genozid ein organisiertes Verbrechen sei, in Sumgait aber nur „Abschaum der Gesellschaft" zum Zuge gekommen wäre. In der Einleitung zum von der Moskauer Universität 1986 herausgegebenen Dokumentensammelband „Die Menschenrechte", der auch den Text der von der UNO-Vollversammlung angenommenen und vom Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR ratifizierten Konvention „Zur Verhinderung des Verbrechens eines Genozids und seine Verfolgung" enthält, heißt es jedoch: „... die quantitative Charakteristik ist nicht entscheidend bei dem Verbrechen eines Genozids. Ein Genozid ist auch die Ermordung einiger Vertreter einer nationalen Gruppe, wenn dieser Mord die Vernichtung einer nationalen Gruppe als solche zum Ziel hat."

Unmittelbar nach der Tragödie waren die aserbaidshanische Intelligenz und die Massenmedien bestrebt, den Deckmantel des Schweigens über die Ereignisse zu legen. Oder sie erklärten das Geschehen beispielsweise mit der hohen Luftverschmutzung in Sumgait und der nichtgelösten Wohnungsfrage. Später nutzten sie die Abwartehaltung der Republiks- und Zentralgewalt, Wesen und Charakter der Ereignisse total zu entstellen und sogar so weit zu gehen, den Armeniern selbst die Schuld zuzuweisen bzw. ausländische armenische Kräfte dafür verantwortlich zu machen. So war der Boden bereitet, auf dem dem Greuel von Sumgait Dutzende kleine und große Pogrome an der armenischen Bevölkerung in der Aserbaidshanischen SSR folgten. „Die Konsequenzen der Duldsamkeit sind offensichtlich: Sumgait wird den Anstoß für neue Tragödien und neues Blutvergießen geben", schrieben damals in einem „Offenen Brief an die Freunde in Armenien" Moskauer Wissenschaftler. „Wenn für das Blut von Sumgait jene geradezustehen haben, die diesen Vandalismus organisiert und ausgeführt haben, so tragen die Verantwortung für die Zukunft alle, die das Ausmaß der Tragödie unterschätzten, die nicht verstanden und bis heute nicht verstehen, daß niemand, sei er ein Litauer oder ein Jude, ein Baschkire oder ein Russe, daß kein Volk und kein Mensch in der UdSSR sich in Sicherheit wähnen kann, solange solche Verbrechen den Mördern noch leicht von der Hand gehen." Sumgait blieb eine Zeitzünderbombe im Fundament des Landes, weil es keine politische Verurteilung erfuhr und die volle Wahrheit verschwiegen wurde.

Redaktionelle Bearbeitung: Dr. D. Pätzold; Fotos: ADN/ZB

Im nächsten Heft:

Steht der nächste Putsch bevor?

Er war und ist der starke Mann Äthiopiens: Mengistu Haile Mariam. Doch die Probleme, denen er sich gegenüber sieht, werden immer größer. FREIE WELT berichtet in einem großen Exklusivbericht über die Volksdemokratische Republik Äthiopien.

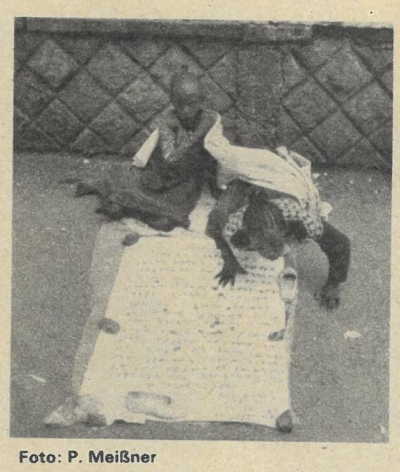


Foto: P. Meißner

Geliebt und geschmäht...

Der Dichter Boris Pasternak (auf unserem Foto vor seinem Haus in Peredelkino) wäre am 10. Februar 1990 hundert Jahre alt geworden. FREIE WELT-Reporter besuchten den Sohn des Nobelpreisträgers Jewgeni in Moskau und machten Entdeckungen.

Foto: Archiv

Historie pur und ungeschminkt

Was bleibt von unserer Geschichte übrig, wenn wir den stalinistischen Sozialismus „abziehen"? Stimmt unser Bild von der Besatzungsmacht? FREIE WELT begibt sich mit Prof. Dr. Rolf Badstübner vom Zentralinstitut für Geschichte in die Zeit 1945 bis 1949.

Redaktionsschluß für dieses Heft: 22. 1. 1990

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

FREIE WELT
Tourismus

INTOURIST-

REISE-SCHECK

ИНТУРИСТ

Freie Wahl einer Touristenreise in die Sowjetunion aus unserem aktuellen Angebot 1990 im Wert von

2000 MARK

PREISFRAGE NR. 2

In welchem Kreml-Garten befindet sich das Denkmal „1000 Jahre Rußland"?

a) in Rostow? b) in Nowgorod? c) in Moskau?

Jede richtige Einsendung (Postkarte) nimmt an der Auslosung des Reiseschecks Nr. 2 teil. Einsendeschluß: 14. Februar 1990 (Poststempel). FREIE WELT, Postfach 10, Berlin, 1056.

Treff im Kreml - Garten

Eine Urlaubsreise mit INTOURIST ist häufig gepaart mit einem jederzeit empfehlenswerten Ausflug in die Historie. Gerade die mittelalterlichen Kreml-Anlagen in verschiedenen Städten des Landes (einst Verwaltungs- und geistliche Zentren Rußlands) bieten ihren Besuchern ein ganzes Füllhorn an Geschichtsträchtigem: archäologische Funde, hölzerne und steinerne Zeugen altrussischer Bautradition, sorgsam bewahrte handwerkliche und künstlerische Kleinode, exklusive Sammlungen von Haushaltsgegenständen, Werkzeugen, Porzellanen, Schmuck, Ikonen... Wenn man dazu einen sachkundigen Erklärer an seiner Seite weiß, wird solch eine Berührung mit der Geschichte ein sehr gegenwärtiges und unterhaltsames Erlebnis. Das abgestimmte Reiseprogramm 1990 zwischen Reisebüro der DDR und INTOURIST hält viele solcher Ausflüge parat. Bevor Sie aber eine Reise buchen, wünschen wir Ihnen viel Erfolg bei unserem Preisrätsel.

Idee und Redaktion: Volker Hempel; Foto: Detlef Christel